

Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa. Bd. 1: 400–1000. Vom spätantiken Erbe zu den Anfängen der Romanik. Hrsg. von Christian Lübke und Matthias Hardt. Deutscher Kunstverlag – Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Berlin – Leipzig 2017. 651 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-422-06958-9. (€ 68,-)

Vor uns liegt der erste Band des *Handbuches zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa*. Die beiden Hrsg. – der Historiker Christian Lübke und der Archäologe Matthias Hardt – sind eng mit dem Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa in Leipzig, besser bekannt als GWZO, verbunden; Lübke war von 2007 bis 2021 dessen Direktor. Die Einführung ausgenommen, besteht der Band aus 14 Essays zur Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte des östlichen Europa, gefolgt von knapp 300 Katalogeinträgen, die von dem Splitter Diokletianspalast bis hin zu den Schmuckstücken von Wikingern und Balten reichen. Dem Untertitel zufolge wird die Zeitspanne „400–1000“ behandelt, d. h. die Zeit zwischen dem Kollaps Westroms, der das Gebiet zwar nur peripher, aber dennoch nachhaltig beeinflusste, bis hin zur Jahrtausendwende, die den politischen Höhepunkt des Reiches unter der Ottonen-Dynastie markiert und ungefähr zugleich mit dem Entstehen der ersten Staatsgebilde östlich davon – Böhmen, Polen, Kiever Rus' und Ungarn – korrespondiert.

Bevor ich mich dem Zeitrahmen, der Auswahl der Objekte und den inhaltlichen Schwerpunkten zuwende, möchte ich einen kurzen Kommentar zum Konzept der ganzen Reihe abgeben, um auf diese Weise die Eigenart dieses Bandes besser charakterisieren zu können. Dieses überaus lobenswerte und freilich höchst anspruchsvolle Vorhaben wurde von dem Prager und Berliner Kunsthistoriker Jiří Fajt konzipiert und schrittweise in die Tat umgesetzt. Die Reihenhrg. (Fajt und der Berliner Kunsthistoriker Wilfried Franzen) stecken in ihrer Vorbemerkung den Konzeptrahmen ab, für den sie eine Region „zwischen Ostsee, Adria und dem Schwarzen Meer“ definieren. Sie sehen diese Region nicht als „Kunstlandschaft“ an – weder als Ganzes noch in seinen kleineren Entitäten Böhmen, Polen und Ungarn. Vielmehr wollen die Hrsg. in einer transnationalen Herangehensweise die dortigen transregionalen Vermittlungswege und -akteure untersuchen, ausgehend von der Feststellung, dass sich die dortige Kunst nicht „von jener aus anderen Teilen des Kontinents substantiell unterschieden“ habe (S. 12). So erheben sie den Anspruch, sich von den traditionellen tschechischen, ungarischen oder polnischen Narrativen abzusetzen, die zu oft innerhalb der eigenen Grenzen nach genuin nationalen Kunstphänomenen Ausschau hielten. Die Großregion lasse sich eher historisch als kunstgeschichtlich definieren. Berührungängste und ein eher bescheidenes Wissen sei insbesondere unter den deutschen Kunsthistorikern wahrzunehmen, nicht (nur) wegen der sprachlichen Barrieren, sondern auch, um nicht den Verdacht zu erwecken, in Fußstapfen einer überholten „Ostforschung“ zu geraten. An diese Vorbemerkungen schließen zwei programmatisch bedeutsame Texte an – von Lübke zum Forschungskonzept Ostmitteleuropa sowie von den Reihenhrg. und Adam. S. Labuda zur Kunstgeschichtsschreibung in dieser Region.

Bemerkenswert sind die chronologischen Abgrenzungen zwischen den einzelnen geplanten Bänden. Sie sollen jeweils die Zeit bis 1000, 1300, 1470, 1570, 1670, 1770, 1870, 1945 sowie bis zur Gegenwart abdecken. Dies ist eine bewusste Entscheidung gegen die traditionellen Epochen- und Stilgrenzen, da, so Fajt und Franzen, „die Stilgeschichte von langen Übergangsphasen, Parallelerscheinungen, aber auch Brüchen geprägt [sei], die eine lineare Kunstgeschichte verbieten“ (S. 13). Wenn man bewusst auf Stilbegriffe wie „Renaissance“ oder „Barock“ verzichtet, werden tatsächlich diverse Zwischenphasen und stilistische Übergangsphänomene besser sichtbar. Diese Herangehensweise entspricht einem neuen *turn* in den Bildwissenschaften, der darauf abzielt, Narrationen möglichst ohne eine stilistische Etikettierung zu entwickeln. Nicht zuletzt macht sie uns bewusst, dass die für Ungarn, Böhmen und Polen-Litauen relevanten zeitlichen Einteilungen oft von Westeuropa abweichen. So markieren etwa die Jahre 1570 (Ende der Jagiellonen-Dynastie, Beginn der gegenreformatorischen Herrschaft der Wasa) und 1770 (Beginn der staatlich geför-

derten Aufklärungspolitik unter Stanislaus August III. Poniatowski) für Polen-Litauen echte Epochengrenzen; ähnlich wie 1300 und 1470 für Böhmen oder 1670 und 1870 für Ungarn. Freilich wird man in den Texten der einzelnen Bände einige Jahre zurück- oder vorausgreifen müssen, um der Eigenart des jeweiligen Landes gerecht zu werden.

Von ihrem geplanten Aufbau her erinnern die Bände – laut Verlag ist frühestens 2024 mit einer weiteren Veröffentlichung zu rechnen¹ – ein wenig an die in der Kunstgeschichte beinahe legendäre Propyläen-Reihe. Den Essays folgen hier wie dort Kataloge mit jeweils einer repräsentativen, wenn auch immer subjektiven Auswahl der Bau- und Kunstwerke. Wie die Hrsg. im Vorwort zu Recht betonen, handelt es sich natürlich um keine Lexika.

Nun komme ich zu dem ersten Band der Reihe, der von allen wohl am heterogensten ausfallen wird. Dies ist nicht als Kritik gemeint, sondern als Anerkennung der Herausforderung, vor die sich die beiden Hrsg. gestellt sahen. Es war sicherlich schwierig, eine derartige Vielfalt an Räumen, Stämmen, frühen Staatsgründungen etc. auf einen Nenner zu bringen; dies gilt sowohl für die geografische Ausdehnung (von Hamburg, Salzburg und Venetien im Westen bis hin zur heutigen Westukraine im Osten oder Dalmatien im Süden) als auch für die Beschaffenheit der Objekte, zwischen denen technologisch oder hinsichtlich ihrer Größe geradezu Welten liegen – von monumentaler spätrömischer Architektur (der Diokletianspalast in Split) bis hin zum bescheidenen Handwerk und Schmuck der Awaren oder Hunnen. Die Aufsätze rangieren thematisch vom Ende Roms in der Völkerwanderungszeit und byzantinischer Kunst an der Adria über die gentile Identität der Reitervölker wie z. B. Hunnen oder Ungarn, die karolingische Kunst an der Ostgrenze des Frankenreichs im Alpenraum, die Hinterlassenschaften des Großmährischen Reiches bis hin zu den ersten Residenzbildungen der Staatsgründungszeit in Böhmen und Großpolen. Was man vermisst, sind weniger Hinweise auf die ungarischen Residenzbildungen, da diese besser in die Logik des Folgebands passen, als vielmehr Texte zu den Wikingern und Prußen, die wohl mit ihren anthromorphen Bildsteinen erst in Bd. 2 folgen werden, zumal im vorliegenden Band kurze Katalogteile zu den Funden beider Kulturen enthalten sind.

Der zweite Kristallisationspunkt des ersten polnischen Polanenstaates, das im Grenzgebiet von Großpolen und Masowien gelegene Łęczycza, ist nicht einmal erwähnt. Noch gewichtiger ist das Auslassen der Region Kleinpolen mit ihren ersten Rotunden, allen voran der Marienrotunde auf dem Wawel, die übereinstimmend (siehe z. B. die Forschungen von Zbigniew Pianowski, Teresa Rodzińska-Choraży, Jerzy Świechowski, Klementyna Żurowska) auf das 10. Jh. datiert wird, möglicherweise noch in die Zeit vor 992, als das böhmische Kleinpolen von Mieszko I. erobert wurde. Der Aufsatz des Prager Historikers und Archäologen Petr Sommer behandelt Böhmen im 10. Jh., fügte jedoch nur einen kleinen Absatz zu Krakau ein (S. 226 f.). Im Katalog wird ebenfalls auf jegliche Objekte aus Kleinpolen verzichtet – erwähnt werden weder die Überreste der Architektur noch der auf 970 datierte Fund von Dunajec.²

Hingewiesen wird auf Dariusz Andrzej Sikorski, der vor kurzem die Rundbauten auf dem Wawel in Krakau nachdatierte (erst um 1030). Sollte sich diese These bestätigen, würde es eine wahre Revolution in der polnischen Vorromanik-Forschung bedeuten. Solange dies jedoch nicht der Fall ist, sollte das 10. Jh. in Kleinpolen ausführlicher behandelt werden als nur durch die kurze Feststellung Sommers, dass die dortigen Verhältnisse ungeklärt seien. Auch der Grenzbereich zur Kiever Rus' hätte etwas stärker berücksichtigt werden sollen, zumal das Tschernwener Burgenland, konkret der Ort Czeremno, in den letzten Jahren vorzüglich erforscht worden ist, vor allem von dem mit dem GWZO assoziierten Forscher Marcin Wołoszyn. Ob dieser Kritikpunkt an dem Band Bestand hat, hängt ab von den Plänen für Bd. 2, der offenbar an manchen Stellen chronologisch weiter ausholen müsste.

¹ <https://www.degruyter.com/serial/dkvgkom-b/html> (30.07.2023).

² HELENA ZOLL-ADAMIKOWA, MARIA DEKÓWNA, ELŻBIETA MARIA NOSEK: *The Early Mediaeval Hoard from Zawada Lanckorońska (Upper Vistula River)*, Warszawa 1999.

Die Auffälligkeiten (Mehrfachnennungen; Tippfehler oder Inkonsistenzen bei der Verwendung historischer deutscher Namen, S. 508, 550, 553) sind so marginal, dass man die redaktionelle und verlegerische Qualität eigentlich nur loben kann, bewundernswert sind nicht zuletzt die herausragenden Abbildungen und Grundrisse. Bis auf den Einwand bezüglich der Behandlung Kleinpolens stellt das Werk insgesamt eine inhaltliche Leistung ohnegleichen dar. Man sollte lediglich den anderen Vf. und Hrsg. genug Eifer wünschen, damit sich auch die folgenden Bände möglichst schnell diesem wahrlich großartigen Buch anschließen.

Gdańsk

Tomasz Torbus

Den Slawen auf der Spur. Festschrift für Eduard Mühle zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Matthias E. Cichon, Anne Kluger, Martin Koschny und Heidi Hein-Kircher. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 55.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2022. 283 S., Ill. ISBN 978-3-87969-476-1. (€ 47,—)

Der Osteuropa-Historiker Eduard Mühle, langjähriger Direktor des Marburger Herder-Instituts und Lehrstuhlinhaber an der Universität Münster, erhielt anlässlich seines 65. Geburtstags eine von Schüler:innen und Mitarbeiter:innen beider Institutionen herausgegebene Festschrift. Die 13 Beiträge stehen mit den Forschungsinteressen des Jubilars in Verbindung. Laut Titel steht in deren Zentrum die Slawenproblematik. Zu ihr hat Mühle mehrere viel beachtete Monografien veröffentlicht.

Die Aufsätze verteilen sich auf drei thematische Abschnitte. Der erste Teil, „Von der Elbe bis zur Mariza? Die Slawen und ihre Beziehungen im Mittelalter“, greift verschiedene Aspekte der slawischen Frühgeschichte auf. Przemysław Urbańczyk geht es um grundsätzliche Probleme der Einordnung, Interpretation und Bewertung von Quellen bei der Erforschung vorchristlicher Glaubensvorstellungen. Dariusz Adamczyk fragt in seinem Beitrag, weshalb um 900 wirtschaftlich bedeutsame Orte in weit voneinander entfernten Regionen der westlichen und östlichen Slavia fast zeitgleich als „Kettenglieder der eurasischen Interaktionsökumene“ (S. 25) ausgefallen sind, und sieht als wesentliche Faktoren die Vorstöße der Magyaren und Pečenegen sowie das Treiben von Warlords und Sklavenhändlern. Als eine typische „Chronik der Bekehrungsarbeit“ (S. 33) stellt Stanisław Rosik die im 12. Jh. entstandene *Chronik der Slawen* des Helmold von Bosau vor. Diese berichtet „im Stile einer Heilsgeschichte“ (S. 35) von der Verbreitung des Christentums unter den Obodriten und Wagriern. Eine stärker am Kontext ihrer Zeit orientierte Lektüre fordert Grischa Vercamer im Hinblick auf bekannte Chroniken aus dem ostmitteleuropäischen Raum wie die von Vincent Kadłubek, Cosmas von Prag und Simon de Kéza. Das diesen Texten oft unterstellte negative Bild von den Deutschen beruhe im Wesentlichen auf nationalen Zuschreibungen aus dem 19. und 20. Jh.

Die im zweiten Teil „Imagination, Rezeption, Forschung: Die Slawen in der Neuzeit“ behandelten Themen sind vor allem dem 19. und frühen 20. Jh. zuzuordnen. Zunächst beleuchtet Hans Henning Hahn unter Rückgriff auf die Historische Stereotypenforschung die Entwicklung des deutschen Polenbildes im 19. Jh. Galten die Polen den Deutschen noch in der Zeit des Vormärz als bewunderte Freiheitshelden, kritisierte man nur wenige Jahrzehnte später ihren Nationalismus und angeblichen religiösen Fanatismus. Mit der Slawischen Idee und ihrer Rolle in der tschechischen Historiografie und Politik des 19. Jh. beschäftigt sich Stefan Lehr. Er verfolgt den Übergang der in der „Nationalen Wiedergeburt“ aufgetretenen romantisch-idealistischen Vorstellung einer vereinten Slavia hin zum pragmatischeren und russlandkritischeren Konzept des „Austroslawismus“ der 1840er Jahre. Bis 1918, als die Slawische Idee an Bedeutung verlor, hätten beide Diskurslinien noch – teils parallel, teils einander überschneidend – weiterexistiert. Spezielleren Aspekten widmen sich die restlichen Beiträge dieses Abschnitts. Anne Kluger geht in ihrer Untersuchung zum Slawenbild in Rudolf Steiners Anthroposophie den unterschiedlichen theoretischen Ansätzen nach, die hier eingeflossen sind und miteinander vermengt werden (u. a.

Johann Gottfried Herder, Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Nietzsche, Theosophie, Rassenlehre). Als wesentlichen Beitrag zu „einer sich formierenden revisionistischen ‚deutschen Ostforschung‘“ (S. 147) betrachtet Martin Koschny das Schaffen Albert Brackmanns und sieht den Weg dahin bereits im negativen Russlandbild der *Ostpreußischen Kriegshefte* vorgeprägt, die der Historiker in den sieben Jahren seiner Königsberger Professur (1914–1920) schrieb. Das in den 1920er Jahren bei zahlreichen öffentlichen Veranstaltungen vorübergehend gepflegte Narrativ von Polen als einem *slawischen* Nationalstaat greift Matthias E. Cichon auf und beleuchtet am Beispiel der Posener Allgemeinen Landesaussstellung (PeWuKa) von 1929 Umsetzung, Funktion und Grenzen dieses Konzepts.

Der letzte Teil des Bandes („Instrument Vergangenheit: Geschichte als Legitimationsressource“) beginnt mit einer Fragestellung von großer Aktualität: Sind Russen und Ukrainer zwei eigenständige Völker oder handelt es sich um eine Nation? Wie Ricarda Vulpius nachweist, geht Vladimir Putins auch von Teilen der russisch-orthodoxen Geistlichkeit verfochtenes Einheitsdiktum auf das im 19. Jh. entstandene Projekt der „allrussischen Nation“ zurück. Wie schon damals um die erinnerungskulturelle Vereinnahmung des Kiewer Reichs und seiner Hauptgestalt Vladimir I. gerungen wurde, demonstriert die Vf. am Beispiel der 900-Jahr-Feiern zur Taufe der Rus' und ihrer Bewertung unter den russophilen Geistlichen sowie in Podolien und Galizien. Einen Eindruck von den Möglichkeiten und Grenzen der deutsch-sowjetischen Beziehungen in den 1950er Jahren gibt Ruth Leiserowitz, die von einem 1955 in Weimar stattgefundenen Gespräch zwischen dem litauischen Autor Atanas Venclova und Thomas Mann berichtet, in dem es um die Bestrebungen ging, für den deutschen Schriftsteller in dessen ehemaligem Sommerhaus auf der Kurischen Nehrung eine Gedenkstätte zu errichten. Jörg Hackmann geht in seinem Beitrag von der Frage aus: „War die Übernahme der historisch deutschen Ostgebiete durch Polen 1945 denkbar ohne begleitende historische Narrative?“ (S. 228). Am Beispiel der Region Pomorze zeigt er, wie in der Kooperation von Historiografie, Linguistik und Soziologie solche Narrative erzeugt wurden und wie sich dies konkret bei den Grenzveränderungen auswirkte. Einen interessanten Einblick in die wechselvolle Geschichte des Marburger Herder-Instituts geben abschließend Heidi Hein-Kircher und Christoph Schutte. Sie machen den gravierenden ideologischen und funktionalen Wandel der bedeutenden Forschungsinstitution exemplarisch an der Entwicklung der Hauszeitschrift sichtbar, die nach dem Krieg noch ein in „der Tradition der NS-Ostforschung“ stehendes Organ war (*Zeitschrift für Ostforschung*), zunehmend aber zu der heute bekannten „die ethnische, kulturelle und religiöse Vielschichtigkeit Ostmitteleuropas und deren Verflechtungen aufgreifenden Zeitschrift“ (S. 247) wurde, der *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung*.

Im Band zeichnen sich fünf zentrale Themenfelder ab, die sich wiederholen und in den Beiträgen teils auch überschneiden: slawische Frühgeschichte, die Slawische Idee im 19. und frühen 20. Jh., nationale Bilder und Stereotypen, historische Legitimationsstrategien, deutsche Ostforschung. Die Aufsätze knüpfen somit an einige der Forschungsschwerpunkte des Jubilars an, auf dessen wissenschaftliche Arbeiten sie wiederholt Bezug nehmen. Dies ist begrüßenswert, wenngleich sich eine stärkere thematische Kohärenz daraus nicht ergibt, was von einer Festschrift allerdings auch nicht erwartet werden kann. Gleichwohl wären kreativere Strategien denkbar, über die Titelgebung eine Vorstellung vom vollen thematischen Profil des Bandes zu vermitteln. Der gewählte Titel der Publikation erscheint mir eher irreführend, zumal über die Hälfte der Beiträge keine „slawische“ Fragestellung im eigentlichen Sinne aufgreift. Auch hat man sich durch die recht minimalistische Konzeption der Einleitung die Chance entgehen lassen, die Verflechtungen zwischen den verschiedenen Problemstellungen stärker herauszuarbeiten und damit die Ziele der Publikation näher zu erläutern. Dennoch muss betont werden, dass es den Hrsg. gelungen ist, eine gute Mischung aus etablierten Fachleuten und ambitionierten Nachwuchskräften zu gewinnen, die hier interessante Einblicke in ihre eigenen wissenschaftlichen Aktivitäten bieten

und innovative Perspektiven für die weitere Forschung entwickeln. Und ich bin mir sicher: Auch der Geehrte wird an diesem Buch seine Freude haben und daraus selbst viele Anregungen für sein weiteres Schaffen ziehen können.

Marburg

Reinhard Ibler

Mihkel Mäesalu, Stefan Pajung: Danish-Estonian Relations in the Middle Ages. (Studies from The Museum of National History at Frederiksborg, Bd. 6.) Fredriksborg 2022. 363 S., Ill., Kt. ISBN 978-87-93049-47-5. (DKK 249,–.)

Es bestand nie ein Zweifel, dass der 800. Jahrestag der dänischen Nationalflagge Dannebrog groß gefeiert sein muss. Nach einer im 16. Jh. etablierten Legende fiel diese Flagge während der Schlacht im Jahre 1219 genau dort, wo später Reval entstand, im entscheidenden Moment vom Himmel und verhalf den Dänen zum Sieg gegen die heidnischen Esten. 2019 fanden in Dänemark und Estland zahlreiche Festakte und Ausstellungen statt, zudem erschienen Bücher und Sammelbände, mal mit einem größeren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, mal mit dem Ziel, ein breiteres Publikum anzusprechen.¹ Zudem schrieb die Carlsberg-Stiftung für einen dänischen und einen estnischen Historiker ein zweijähriges Postdoc-Forschungsstipendium aus, um sich eingehend mit den dänisch-estnischen Beziehungen im Mittelalter zu beschäftigen. Das Ergebnis liegt uns jetzt mit dem hier zu besprechenden Buch vor.

Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis verrät dessen zweifaches Ziel. Erstens wird ein Überblick über die Zeiträume und Ereignisse gegeben, bei denen Estland und Dänemark aufeinandertrafen. Die eigentliche Dänenherrschaft in Estland bestand von 1219 bis 1346 (unterbrochen 1227–1238), im Buch jedoch wird das gesamte Mittelalter der Region bis zur Mitte des 16. Jh. abgedeckt und in äußerst knapper Form auch die Zeit bis zum Ende der dänischen Besitzungen im Baltikum (1645) skizziert. Übersichtlichkeit wird zudem durch eine Analyse der Forschungsgeschichte gewährleistet und mit Landkarten und chronologischen Tabellen zusätzlich unterstützt. Zweitens wurden in das Buch Fallstudien über solche Wendepunkte oder Themen aufgenommen, die aus den Forschungsinteressen der Autoren erwachsen sind. Die dem Buchtitel inhärente Gefahr, einem *methodological nationalism* zu erliegen, wissen die Autoren zu vermeiden. Es gab im Mittelalter weder Dänemark noch Estland in der uns heute bekannten territorialen Form. Der dänischen Monarchie waren große Ländereien in Norddeutschland unterstellt, und sie stand zeitweilig auch der Kalmarer Union der drei skandinavischen Königreiche vor; die Provinz Estland war hingegen ein integraler Bestandteil Alt-Livlands. Die im Band erfasste Region erweitert sich daher gelegentlich auf den gesamten Ostseeraum.

Das in der älteren Geschichtsschreibung entstandene Bild einer relativ eigenständigen Überseekolonie Estland, die nur bedingt als „dänisch“ bezeichnet werden könne und sich eher an die anderen Landesherrschaften Alt-Livlands als an die Krone Dänemarks gehalten habe, war von langer Dauer. Mit Recht heben die Autoren die maßgeblich von Niels Skyum-Nielsen geprägte Wende der 1970er Jahre hervor, der in seinen Werken den dänischen Charakter der Verfassung der Provinz Estland betont hat. Ein neuerer historiografischer Trend, der viel zum Verständnis der dänisch-estnischen Beziehungen im 13. Jh. beigetragen hat, ist die Kreuzzugsforschung der letzten Jahrzehnte, die die Rolle Skandinaviens bei der Christianisierung Alt-Livlands stärker in den Vordergrund gestellt hat als zuvor. Im weiteren Rahmen der mittelalterlichen Ostseegeschichte haben die 1970er Jahre wichtige Erkenntnisse erbracht: Das von Mihkel Mäesalu und Stefan Pajung oft benutzte Stichwort *infiltration* verweist auf Hain Rebas und dessen Charakterisierung der

¹ Z. B.: JENS E. OLESEN: Denmark and Estonia 1219–2019, Greifswald 2019; MARIKA MÄGI, CARSTEN S. JENSEN, KERSTI MARKUS, JANUS MÖLLER JENSEN: Da danskerne fik Dannebrog. Historien om de dansk-estiske relationer omkring år 1200, Tallinn 2019.

Beziehungen Skandinaviens zum Ostbaltikum im 15. Jh.² Die Lektüre des Bandes bekräftigt die Überzeugung der Forschung, dass der skandinavische Faktor in der Geschichte Livlands nicht übersehen werden darf, aber gleichzeitig auch nicht immer leicht zu fassen ist.

Die Fallstudien des Bandes konzentrieren sich auf die politische Geschichte. Pajungs Hauptinteresse gilt dem Klerus. Betrachtet man die Verbindungen der Geistlichkeit von Estland und Dänemark über einen längeren Zeitraum, zeigt sich, dass ungeachtet der großen räumlichen Distanz estländische Geistliche im politischen Leben des Königreichs eine wichtige Rolle als Vertreter der Provinz Estland und als Vermittler in den Konflikten zwischen König und Kirche gespielt haben. Pajungs Studie über Albert Suerbeer, päpstlicher Legat und Erzbischof von Riga, behandelt die Verbindungen dieses wichtigen Prälaten nach Dänemark und zeigt zugleich die Verwobenheit der kirchlichen Strukturen des Ostseeraumes im 13. Jh. Mäesalu seinerseits kann beweisen, wie abhängig die estländischen Vasallen von der dänischen Monarchie waren und welche Anstrengungen sie für die Steuerzahlungen unternehmen mussten. Zudem interessiert Mäesalu die Kommunikation der dänischen Könige mit dem Deutschen Orden vom 13. bis zum 15. Jh. Während im 13. Jh. die Könige als Unterstützer und Donatoren des Ordens hervortraten, verkomplizierten sich die Beziehungen im 15. Jh. aufgrund der veränderten Machtverhältnisse im Ostseeraum – insbesondere, als der Orden seine frühere Rolle als Anführer der Kreuzzugsbewegung einbüßte und die livländischen und preußischen Ordenszweige eigene landesherrliche Interessen entwickelten.

Der schöne Gesamteindruck des reich bebilderten Bandes wird durch die editorischen Mängel etwas getrübt. Auch wenn das Buch formal gesehen irgendwo zwischen Monografie und Sammelband angesiedelt ist, hätte man im Text entscheiden können, ob man die Abschnitte des Buches als *chapter* oder *article* bezeichnet. In der Einführung wird auf Kapitelnummern verwiesen, die aber im Inhaltsverzeichnis und in den Kapitelüberschriften fehlen. Vier Kapitel von insgesamt elf sind bereits an anderer Stelle erschienen, was zu einigen unnötigen Wiederholungen (S. 86–88 / S. 106 f.; S. 129 / S. 132; S. 131 f. / S. 303 f.) führt. Mal werden die Anmerkungen als *notes*, mal als *noter* (S. 292, 261, 325) bezeichnet. Die Personennamen sind nicht immer nach einem einheitlichen Muster gestaltet (z. B. „Heinrich der Löwe“ vs. „Erik IV Ploughpenny“), Unstimmigkeiten finden sich auch beim Gebrauch von baltischen Ortsnamen: Ermes und Valga stehen nebeneinander (S. 323) – konsequent wäre entweder Ermes und Walk oder Ērgeme und Valga gewesen; anstelle von Merjuwa müsste es Merjama (estn. Märjamaa) heißen (S. 129, 302). Diese Fehler sind mit dem Zeitdruck bei solch befristeten Projekten zu erklären.

Zusammenfassend muss man jedoch betonen, dass die Publikation einen guten Einstieg in das Thema sowie einige interessante neue Forschungsergebnisse bietet.

Tallinn

Juhan Kreem

² HAIN REBAS: Infiltration och handel. Studier i semmedeltida nordisk balticumpolitik i tiden omkring 1440–1479, Göteborg 1976.

Norbert Delestowicz: Bracia Zakonu Krzyżackiego w Prusach (1310–1351). Studium prozopograficzne. [Die Brüder des Deutschen Ordens in Preußen (1310–1351). Eine prozopografische Studie.] Avalon. Kraków 2021. 504 S., Tab., engl. Summary. ISBN 978-83-7730-450-1. (PLN 79,–)

Das vorliegende Buch zur Herkunft der Brüder des Deutschen Ordens, die 1310–1351 in Preußen tätig waren, stellt einen wichtigen Beitrag zur inneren Ordensgeschichte jener Zeit dar. Weil die bisherige einschlägige Ahnenforschung mehrheitlich mit dem Umzug des Hochmeisters auf die Marienburg im Jahre 1309 aufhörte, betritt Norbert Delestowicz ein nur punktuell untersuchtes und daher schwieriges Gebiet. Seine Erschließung der darauffolgenden vier Jahrzehnte kann der Forschung nur sehr willkommen sein.

Das Werk besteht aus drei Kapiteln: der Einleitung, wo nach den Arbeiten von Wojtecki und Scholz noch Weichbrodt¹ anzufügen wäre, dem beschreibenden und dem biografischen Teil. Im beschreibenden Teil werden u. a. anhand von zwei Tabellen die Vertretung einzelner Regionen sowie die Anteile der Ordensballeien aufgezeigt. Die Rekrutierungsgebiete, die mehrheitlich im Reich lagen, hat D. in 21 unterschiedliche Gegenden aufgeteilt. Es ist löblich, dass der Autor das östliche Mitteldeutschland, welches unter die Zuständigkeit der Ballei Thüringen fiel, wohl in Anlehnung an von Mülverstedt einer feineren Unterteilung in Thüringen, Meißen, Pleißenland und Vogtland unterzogen hat. Im Falle Rheinlands hätten neben der Pfalz noch Gegenden wie Mittel-, Unterrhein, Moselland, Jülich, Berg, Limburg oder Luxemburg ausgesondert werden können.

Danach präsentiert D. in einer ausführlichen Tabelle (S. 45–67) seine Ergebnisse. Wertvoll ist die Beobachtung, dass die landsmannschaftliche Stärke der Thüringer sich nicht auf die Besetzung des hochmeisterlichen Stuhls auswirkte. Bei den Gebrüdern Mangold und Werner von Brandis (S. 74) vertritt er die Auffassung, dass sie – nachdem sie sich in Preußen bewährt hätten – in ihrer heimatlichen Ballei wichtige Funktionen haben betreiben können. Es ist allerdings genauso gut möglich, dass sie sich im Baltikum nicht durchsetzen konnten und daraufhin heimkehrten, worauf ihre unbedeutenden Ämter hinweisen. Bei Winrich von Kniprode vermerkt der Autor (S. 81, 311), dass er in Elbing 1334–1336 zunächst Kumpan des Komturs und dann 1338–1341 Komtur geworden sei. Er war damals jedoch Vorsteher des Danziger Konvents.

Mit dem dritten, biografischen Teil beginnt der zentrale Abschnitt, der ausgesprochen zeitintensive Recherchen erfordert haben muss. Da die Rufnamen ähnlich, nicht aber identisch geschrieben wurden, musste sich der Vf. für eine Hauptvariante entscheiden, wodurch es ihm gelingt, für einige Namen, die sich bereits in der Fachwelt durchgesetzt haben (Ebeleben, Volmestein, Rondorf), Varianten einzuführen. In strittigen Fällen führt er plausible (aus „Chaceberg“ zu „von Katzenberg“, einem österreichischen Geschlecht) Deduktionen durch. Dabei untersucht er 642 Ritter- und 159 Priesterbrüder sowie 154 Mitglieder, bei denen sich eine Unterscheidung zwischen Ritter- und Serjantbrüdern als unmöglich erweist.

Bei einem derart umfangreichen Personenkreis wird es zwangsläufig den einen oder anderen Bruder geben, zu dem Angaben zu ergänzen oder zu korrigiert sind. Genau dies soll nun geschehen. Bei den Gebrüdern von Brandis (S. 74, 277, 305) redet der Autor wiederholt von „Summiswald“ statt korrekt „Sumiswald“. Bruder Mangold war am Ende seiner Laufbahn 1358 noch Komtur von Beuggen. Der Aufmerksamkeit des Autors sind Bücher zu Schweizer Kommenden 2006² sowie zum Orden in Elsass-Burgund 1996³ entgangen. Im Falle Friedrichs von Veldenz vermutet D., dass der Lothringer Landkomtur von 1290, Hermann von Veldenz, sein Vater gewesen sein könnte (S. 162). Laut von Planta war aber Hermann noch Komtur von Dahn 1293 und Weißenburg 1300.⁴ Sowohl in der Liste der Brüder als auch in der am Schluss angefügten Liste des Danziger Konvents

¹ ERNST WEICHBRODT: Gebietiger des Deutschen Ordens in Preußen nach ihrer Herkunft [Karte], sowie: Erläuterungen, in: Historisch-geographischer Atlas des Preußenlandes, Lief. 1, hrsg. von HANS MORTENSEN, GERTRUD MORTENSEN u. a., Wiesbaden 1968, nicht pag.

² PETRA ZIMMER, PATRICK BRAUN (Hrsg.): *Helvetia Sacra. Die Johanniter, die Templer, der Deutsche Orden, die Lazariter und Lazariterinnen, die Pauliner und die Serviten in der Schweiz*, Bd. VII/2, Basel 2006.

³ WALTER EBNER: *Altshausen – Sitz des Landkomturs und Hauptort der Deutschordensballei Elsass-Burgund. Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte einer Deutschordens-Kommende*, in: HERMANN BROMMER (Hrsg.): *Der Deutsche Orden und die Ballei Elsass-Burgund*, Bühl/Baden 1996, S. 223–244.

⁴ PETER VON PLANTA: *Adel, Deutscher Orden und Königtum im Elsass des 13. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 1997, S. 207.

fehlt Heidenreich (Haidenrich) von Sale, der in Danzig 1333 Mühl- und 1338 Kellermeister war.⁵

Wenn der Vf. zu Heinrich von Rechter vermerkt (S. 209), dass eine Zuordnung nicht möglich sei, übersieht er den Hinweis von Weichbrodt, der ihn in Rechteren verortet.⁶ Johann von Alvensleben (S. 232) komme in den Urkunden auch als „Johannes genannt Sachse“ sowie als „Johannes Lynke“ vor, hinter diesen Namen verberge sich also eine einzelne Person. Hierzu wäre zu fragen, warum mit „Lynke“, der sprachlich von „Alvensleben“ weit entfernt ist, derselbe Bruder gemeint sein könnte, zumal Józwiak oder Heckmann dahinter zwei Mitglieder vermuten.⁷ Diskussionswürdig erscheint auch die geografische Zuordnung Johann von Falkensteins. Weichbrodt und Mielke⁸ verorten ihn bei Freiburg i. Br. Der Vf. vermerkt lediglich, dass jener Bruder gemäß neuester Forschung möglicherweise aus dem heutigen Luxemburg stamme (S. 234). Dabei gab es allein im deutschsprachigen Südwesten mindestens drei Burgen Falkenstein, und der Name kam in allen Schichten vor, sodass eine definitive Zuordnung sehr schwierig ist.

Bei Johann von Ringgenburg (S. 241) hat es sich eingebürgert, zwei Schreibweisen seines Rufnamens nebeneinander anzugeben: „Ringgenburg (Rinckenburg)“. Er war neben den vom Autor genannten Ämtern auch noch 1361 Landkomtur von Elsass-Burgund.⁹ Zu Karl von Mühlhausen (S. 248) schreibt D., dass er „vielleicht aus der Stadt Mühlhausen in Thüringen“ gestammt habe – aber wieso nicht auch aus Mühlhausen im Elsass, wo der Orden eine Komturei hielt? Auch bei Konrad von Heßberg (S. 259) mag der argumentative Aufbau nicht zu überzeugen. Diese Familie sei in Thüringen, Franken und Hessen sesshaft gewesen. Im Folgesatz vermutet er, dass Bruder Konrad aus Hessen gestammt habe, wo ein paar Jahrzehnte zuvor ein Familienmitglied mit dem Vornamen Konrad belegt sei. Ein so schwaches Indiz reicht für eine plausible Annahme nicht aus.

Die Angaben zu der Familie von Tettingen (S. 262) hätten mit Hilfe von Baeriswyl¹⁰ ergänzt werden können. Sucht man in der Tabelle nach einem „Ulrich von Dettingen“, so findet man ihn unter den fränkischen Brüdern (S. 55). Die Familie lebte jedoch in Reichenau, also näher zu den Kommenden der Ballei Elsass-Burgund, wo einer ihrer Sprösslinge, Ulrich, 1361 sogar als Komtur überliefert ist.¹¹ Bei den Angehörigen aus dem Raum Zürich (Kraft von Ottenbach) sowie denjenigen, wo ein Zürcher Bezug möglich erscheint (Betko von Bonstedt), könnte sich der Autor noch auf Egli berufen.¹²

Zu Ludwig von Sulz (S. 273) hat der Vf. die Angaben bei Weichbrodt und Mielke übersehen,¹³ die jenen Bruder bei den teilweise im Aargau begüterten Grafen von Sulz an-

⁵ BŁAŻEJ ŚLIWIŃSKI: Z badań nad obsadą urzędów w gdańskim konwencie krzyżackim do połowy XIV w. [Aus den Untersuchungen zur Ämterbesetzung im Danziger Ordenskonvent bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts], in: *Studia z dziejów średniowiecza* 15 (2009), S. 253–301, hier S. 278.

⁶ WEICHBRODT, Erläuterungen, S. 3.

⁷ SŁAWOMIR JÓZWIĄK: Kryzys władzy w zakonie krzyżackim a problem personalnej obsady komturstwa pokrzywieńskiego w latach 1309–1320. [Die Krise der Macht im Deutschen Orden und das Problem der personellen Besetzung der Komturei Engelsburg in den Jahren 1309–1320], in: *Rocznik Grudziądzki* 13 (1998), S. 21–31, hier S. 23 f.; DIETER HECKMANN: Amtsträger des Deutschen Ordens / Dostojnicy zakonu niemieckiego, Toruń 2020, S. 52.

⁸ WEICHBRODT, Gebietiger; STEFAN MIELKE: Die Herkunft der Gebietiger des Deutschen Ordens in Preußen [kartografische Darstellung], in: FRIEDRICH BENNINGHOVEN (Hrsg.): *Unter Kreuz und Adler – Der Deutsche Orden im Mittelalter*, Mainz 1990, S. 116.

⁹ EBNER, S. 238.

¹⁰ ARMAND BAERISWYL: Bern, Brüder, in: ZIMMER/BRAUN, S. 621–649.

¹¹ EBNER, S. 238.

¹² JEAN EGLI: *Der ausgestorbene Adel von Stadt und Landschaft Zürich*, Zürich 1865.

¹³ WEICHBRODT, Gebietiger; MIELKE.

siedeln. D. zufolge hatte ein thüringischer Ministerialer Ludwig von Sulza 1329 ein Dorf in Schlesien verkauft und war danach dem Orden beigetreten, wo er 1333 Komtur von Papau wurde. Warum eine gräfliche Abstammung nicht in Frage käme, erfährt der Leser nicht. Die Komtureien im friedlichen Kulmerland wurden meistens nach jahrzehntelangem Dienst für die Korporation vergeben, daher ist es unwahrscheinlich, dass sich ein Weltlicher 1329 (oder später) dem Orden anschloss und schon nach vier Jahren eine „eigene“ Komturei bekam.

Unter den 159 Priesterbrüdern fehlt „Fridericus de Sultz“, der ca. 1340 überliefert ist.¹⁴ Der Autor erwähnt ihn zwar im Personenverzeichnis unter Verweis auf S. 273, wo aber einzig Ludwig von Sulz thematisiert wird. Heinrich von Schletten (S. 371), belegt 1309/10, wird unter den Mitgliedern mit unklarem Stand aufgelistet. Ein anderer Vertreter der Familie, der ebenfalls Heinrich von Schletten hieß, war 1385 Landkomtur von Elsass-Burgund und besaß ein eigenes Wappen.¹⁵ Dies ist ein klarer Hinweis darauf, dass auch der zuerst genannte Heinrich ein Ritterbruder war. Bemerkenswert sind die Überlegungen zu Ulrich Yser (S. 383), bei dem D. unter Bezug auf die bisherige Forschung wohl zu Recht der Meinung ist, dass der Bruder in den Quellen fehlerhaft auch als „Heinrich Yser“ vorkommt. Bei den Elbinger Kumpanen gibt er „Erkenberg von Voigtsberg 17.VIII.1346–14.II.1356“ gefolgt von „Reinhard von Hermsgrüne 4.VI.1376–28.III.1378“ (S. 404) an. Die Lücke lässt sich teilweise mit Heinrich von Rennenberg 1358–1362, Reinhard von Hermsgrüne 1371–1373 und Eberhard von Rosenau 1377 füllen.¹⁶ Bei einfachen Ritterbrüdern nennt von Mülverstedt¹⁷ in Elbing N. von Stauffen 1310, Heinrich von Schwarzenberg 1321 oder Albrecht von Herbsleben 1321, die bei D. fehlen.

Im Literaturverzeichnis finden sich vereinzelte Fehler bei der Silbentrennung, Rechtschreibung und Sortierung. Sie fallen aber letztlich genauso wenig ins Gewicht wie die – gemessen an der beträchtlichen Zahl von insgesamt 955 verzeichneten Brüdern – übrigen präzisierenden Hinweise des Rezensenten, der nun hofft, dass sie ihren Beitrag zu weiteren Nachforschungen leisten werden.

Fribourg

Piotr Gotówko

¹⁴ Preußisches Urkundenbuch, Dritter Band, 1. Lieferung (1335–1341), Marburg 1944, Nr. 348.

¹⁵ EBNER, S. 239.

¹⁶ GEORG VON MÜLVERSTEDT: Die Beamten und Konventsmitglieder in den Verwaltungsbezirken des Deutschen Ordens innerhalb des Oberländischen Kreises, in: Oberländische Geschichtsblätter (1900), 2, S. 1–59, hier S. 32.

¹⁷ Ebenda, S. 36–39.

Julia Burkhardt, Christina Lutter: Ich, Helene Kottannerin. Die Kammerfrau, die Ungarns Krone stahl. wbg Theiss. Darmstadt 2023. 189 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8062-4567-7. (€ 24,–.)

Schon lange kennt die Forschung die Memoiren der deutsch-ungarischen Kammerfrau Helene Kottannerin aus der Mitte des 15. Jh., die dafür berühmt geworden ist, dass sie für die luxemburgisch-ungarische Königin Elisabeth die sog. Stephanskronen von der Plintenburg (nördlich von Budapest) heimlich entwendete und zu ihrer Herrin brachte, praktisch zur gleichen Stunde, als deren Sohn, der zukünftige Thronerbe Ladislaus Postumus, geboren wurde (er starb bereits 1457). Sie, die einzige Tochter von Kaiser Sigismund (gest. 1437), war mit dem österreichischen Herzog Albrecht V. (1397–1439) verheiratet, der als Albrecht II. nur sehr kurzzeitig das Amt des römisch-deutschen Königs und des ungarischen Königs innehatte, starb er ja schon 1439 an der Ruhr. Mittels der Krone hatte Elisabeth die entscheidende Herrschaftsinsignie in ihrer Hand, was ihre Position als Mutter des männlichen Thronfolgers in Ungarn erheblich stärkte, auch wenn im Laufe der Zeit die ungarischen Magnaten sich gegen sie durchsetzen und den polnischen König Ladislaus III.

(1424–1444) wählen konnten. Schon 1440 musste aber Elisabeth sowohl die Krone als auch die Vormundschaft über ihren Sohn dem römisch-deutschen König Friedrich III. (1415–1493) überlassen und starb selbst schon zwei Jahre später.

Julia Burkhardt und Christina Lutter greifen hier auf den berühmten Bericht der Kottannerin zurück, den sie erneut ins moderne Deutsch übersetzen und dann gründlich auf die enthaltenen Informationen abklopfen. Sie sind keineswegs die Ersten, die diese Quelle ausgiebig untersuchen, es gelingt ihnen aber, tiefer als bisher in die komplizierten politischen Verhältnisse in Ungarn und den benachbarten Ländern einzudringen und sie relativ klar darzustellen. Allerdings hätte man sich auch eine chronologische Skizze gewünscht, um beim Aufspüren spezifischer Informationen nicht so häufig hin- und herblättern zu müssen. Die Autorinnen verkomplizieren ihre Darstellung noch dadurch, dass sie die verschiedenen historischen Quellen zur Sprache kommen lassen, wodurch die kontroversen Sichtweisen – z. B. polnisch vs. Habsburgisch – hervortreten. Manche Leser könnten angesichts der Meinungsvielfalt hinsichtlich der politischen Lage verunsichert sein, was hinsichtlich der schnell wechselnden Machtverhältnisse nicht verwundern würde.

Das Buch nimmt aber den Bericht der Kottannerin nur als Anlass oder Ausgangsbasis, um eine Fülle von historischen Aspekten anzusprechen: die politischen und sozialen Hintergründe, die symbolische Bedeutung der Krone, die Personen im Umfeld der Königsfamilie, biografische Angaben zur Kottannerin und ihrer Familie, die zentralen Burgen und Städte, an denen die Handlung spielt, den religiösen Rahmen, die Lebensverhältnisse auf der Reise, das Leben am Hof, die Beachtung des Kindes und die Rolle der Autorin. Sicherlich wollte sie mit dem Bericht ihre eigene, wichtige Funktion in all dem Geschehen hervorheben, um Vorteile für sich und ihre Familie zu gewinnen, was dann auch der Fall war. Zugleich gilt aber auch, dass sie sich dabei als eine sehr selbstbewusste, mutige, zugleich stark religiöse Person erwies, die durchaus ähnlich wie ihre Zeitgenossin Margery Kempe (ca. 1373 – nach 1438) mit ihrem sogenannten *Book of Margery Kempe* Interesse am Abfassen einer Autobiografie zeigte.

Die politischen Verhältnisse in Ungarn entwickelten sich im Laufe des 15. Jh. recht kompliziert, was hier leider nicht mehr angeschnitten wird, sodass die Karriere von Ladislaus Postumus bis 1457, unterbrochen durch die Herrschaft von Ladislaus III. von 1440 bis 1444 und dann dem Reichsverweser Johannes Hunyadi (1446–1453), weitgehend unberücksichtigt bleibt. Umso produktiver sind ihre Bemühungen, einmal anhand der Memoiren der Kottannerin und dann anhand zeitgenössischer Quellen einen tieferen Einblick in die Alltagswelt am Hof jener Zeit zu gewinnen. Zweierlei Aspekte gelangen hierbei insbesondere in den Blick: das Reisekönigtum und die komplizierten Herrschaftsbedingungen in Ungarn und den angrenzenden Ländern, wo die Magnaten erheblichen Einfluss ausüben und relativ selbstbestimmt herrschen konnten. Helenes Bericht informiert zugleich intensiv über die materiellen Bedingungen, so z. B. die Hofkleidung, das Personal um die Königin, die Reiseverhältnisse und die Pflege des Königsohns.

Der gut gebildete Band (leider nur in Schwarz-Weiß) schließt mit einer umfangreichen Bibliografie, die auch die internationale Forschung vor allem Mittel- und Osteuropas einschließt und nach Großthemen gegliedert ist (was viel Blättern verlangt), einer Ortsnamenkonkordanz, einem Register der geografischen Bezeichnungen, einem Personenregister und einem Abbildungsverzeichnis. Die zwei Autorinnen verdienen unsere Anerkennung dafür, die Memoiren der Kottannerin erneut aufbereitet und sie als wertvolle historische Quelle ausgewertet zu haben.

Tucson

Albrecht Classen

Anna Paulina Orłowska: Johan Pyre. Ein Kaufmann und sein Handelsbuch im spätmittelalterlichen Danzig. Bd. 1: Darstellung; Bd. 2: Edition. (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte NF, Bd. 77.) Böhlau Verlag. Köln u. a. 2022. 448, 259 S., Ill. ISBN 978-3-412-51723-6. (€ 110,-.)

Bei dem zu besprechenden Band handelt es sich um die Druckfassung von Anna Paulina Orłowska's Dissertation, die sich mit dem Handlungsbuch des Danziger Kaufmanns Johann Pyre († 1455) befasst. Sie umfasst zwei Bände: eine Edition dieser für die Hanseforschung ausgesprochen wichtigen Quelle und deren wirtschaftshistorische Interpretation, die Aspekte der Buchführung, der von Pyre sowohl reell als auch virtuell verwendeten Währungen, der Handelsgesellschaften, der gehandelten Produkte und der Netzwerke, in die Pyre eingebunden war, untersucht.

Man könnte die Besprechung kurz halten: Die Hanseforschung hat in den letzten Jahren substanzielle Kritik daran geübt, wie die häufig im 19. und frühen 20. Jh. edierten Quellen, die gleichsam kanonisch sind – man denke etwa an die Überlieferung zu den ungleich bekannteren Veckinchusens¹ –, letztlich Forschungsbilder der Hanse prägen, die auf einem selektiven, nicht repräsentativen Quellenkorpus beruhen und damit zu Verzerrungen führen, die im schlimmsten Falle durch die „Standortgebundenheit“ der Hanseforschung ebendieser Zeit geprägt sind (dazu vor allem Angela Huang und Ulla Kypta)². Mit der muster-gültigen Edition liegt nun ein etwa von Walter Stark intensiv genutztes, aber bisher nicht gedrucktes Handlungsbuch für die Forschung und Lehre vor, das gemeinsam mit anderen neueren Editionen³ die Quellenbasis an ediert vorliegender kaufmännischer Buchführung deutlich erweitert – und manche der Befunde aus den Veckinchusen-Briefen und Handlungsbüchern vielleicht eher als exzeptionell denn als typisch erscheinen lassen. Zudem gelingt es O., den bisher in der Forschung als Pisz oder Piß identifizierten Kaufmann nun erstmals als Pyre zu bestimmen und damit auch – obwohl die sonstige Quellenlage zu Johann Pyre wenig bietet – in anderen Quellen des spätmittelalterlichen Danzigs zu finden (S. 18–20, 45–50).

Mit solch einem knappen Urteil würde man aber der Veröffentlichung nicht einmal ansatzweise gerecht. Die Vf. legt nämlich zudem eine qualitative und quantitative Analyse von Pyres Handlungsbuch vor, welche die Forschungen zum mittelalterlichen Fernhandel ungemein bereichert. Das gilt auch für die umfangreichen Anhänge zu Produktbezeichnungen und Handelsmarken, aber vor allem für die verschiedenen oben genannten Aspekte, anhand derer O. ihre Quelle analysiert. Die jeweiligen Kapitel kennzeichnet ein nüchterner, pointierter, man könnte fast sagen, kompakter Stil, der Forschungsdebatten knapp und konzise zusammenfasst und dabei fundiert erklärt, welche Ergebnisse Pyres Handlungsbuch dazu beitragen kann, diese Debatten zu führen.

Aus der Fülle der Erkenntnisse – etwa zum Gesellschaftshandel, zu dem sich Tobias Boestad in einer Rezension jüngst geäußert hat⁴ – möchte der Rezensent drei tentative Aspekte hervorheben, die eher seinen Interessen entsprechen: Erstens liefert O.s Darstel-

¹ Mit Verweis auf den Literaturstand: ALBRECHT CORDES: Die Veckinchusen-Quellen und ihre weitere Erforschung. Ein faszinierendes und sperriges Stück Kaufmannsgeschichte, in: JÜRGEN SARNOWSKY (Hrsg.): Konzeptionelle Überlegungen zur Edition von Rechnungen und Amtsbüchern des späten Mittelalters, Göttingen 2016, S. 73–90.

² ANGELA HUANG, ULLA KYPTA: Ein neues Haus auf altem Fundament. Neue Trends in der Hanseforschung und die Nutzbarkeit der Rezessionen, in: Hansische Geschichtsblätter 129 (2011), S. 213–229.

³ Siehe z. B. SABRINA STOCKHUSEN: Hinrik Dunkelgud und sein Rechnungsbuch (1479 bis 1517). Lebensformen eines Lübecker Krämers an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, Stuttgart 2019.

⁴ TOBIAS BOESTAD: Rezension von Anna Paulina Orłowska: Johan Pyre. Ein Kaufmann und sein Handelsbuch im spätmittelalterlichen Danzig, 2 Bde., Köln, Weimar, Wien, in: Francia-Recensio (2023), 1, <https://doi.org/10.11588/frrec.2023.1.94540>.

lung viele Belege für wirtschaftliche Wechsellagen, etwa anhand von Preisreihen und Warenmengen, die Pyre handelte (S. 189–212), die, gerade auch mit Blick auf die sog. Krise des Spätmittelalters, zu der Überlegung einladen, ob sich diese aus Konjunkturen, Krisen und Kontraktionsprozessen ergaben oder aus – wie O. einleuchtend argumentiert – der Biografie eines Kaufmannslebens, das sich in Richtung eher sicherer und weniger riskanter Geschäfte bewegte. Zweitens lädt das Buch dazu ein, die Rolle der Engländer und Holländer im Ost-West-Handel, aber auch in der Stadtgemeinde Danzigs noch einmal neu zu beleuchten (S. 273–289). Die Vf. zeigt beides, Konflikte und Kooperation zwischen den Hansen und eben diesen Gruppen, verweist aber auf den Strukturwandel, in dem zumindest die Holländer als Schiffer im Ostseeraum zunehmend dominanter wurden. Und drittens – und vielleicht am spannendsten: O. beginnt ihre Darstellung mit einem Verweis auf die zunehmenden Spannungen zwischen dem Landesherrn Pyres und Danzigs, dem Hochmeister des Deutschen Ordens, und seinen Untertanen, kulminierend im Dreizehnjährigen Krieg. Sie zeigt aber auch sehr deutlich, welche intensive Kontakte zwischen Danziger Bürgern und den Amts- und Herrschaftsträgern des Ordens in den 1430er und 1440er Jahren bestanden (S. 331–341). Das mag nahelegen, danach zu fragen, wie sich die entsprechenden Konfliktkonstellationen eigentlich mikropolitisch gestalteten. All dies verdeutlicht aber: Mit Pyres Handlungsbuch liegt eine Quelle vor, die man künftig für die Handelsgeschichte des Ostseeraums des 15. Jh. schwer wird übergehen können. O.s Darstellung interpretiert diese auf eine Art und Weise, die viele, hoffentlich gewinnbringende Fragen an die Hanseforschung der nächsten Jahre aufwirft. Kurz: zwei gute Bücher.

Halle

Philipp Höhn

Beyond Devotion. Religious and Literary Communities in the 16th and 17th Century Polish-Lithuanian Commonwealth. Hrsg. von Łukasz Cybulski und Kristina Rutkowska. (Refo500 Academic Studies (R5AS), Bd. 91.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2022. 300 S. ISBN 978-3-525-55295-7. (€ 140,–.)

The book under review here focuses on religious literature, seen not as an expression of devotion but as a bond between the Commonwealth's various ethnicities and social groups. It contains eleven contributions by ten literary scholars from Poland and Lithuania. Their approach is diverse, ranging from manuscript studies to the analysis of translations and text adaptations. In the short introduction to the volume, the editors Łukasz Cybulski and Kristina Rutkowska refer to the category of "multiscripturality," proposed by Jakub Niedźwiedź, to show the complexity of the Commonwealth's textual culture.

The opening essay by Mirosława Hanusiewicz-Lavallee focuses on the relationship between confession and poetics in the Polish Renaissance and Baroque. Between the mid-fifteenth and the late-seventeenth century, Polish religious literature developed from a modest heritage of vernacular songs applied to liturgy to multi-genre poetry expressing individual spiritual experiences. This richness depended both on the European inspirations of Polish-Lithuanian authors and the interplay between various religious denominations.

The other contribution of a general character is Wiesław Pawlak's article on Roman-Catholic homiletics in the Post-Tridentine period. The author focuses on the normative framework of preaching and its adaptation to the Polish-Lithuanian social milieu. In particular, Pawlak emphasizes the importance of sermons collections and practical guides for preachers and how they changed over the analyzed period.

Other contributions focus on specific authors or certain aspects of their creation. Radosław Rusnak and Agnieszka Czechowicz respectively analyze Jan Kochanowski's and Wacław Potocki's biblical inspirations. Both authors had a free approach to the biblical text, using it as source material for various adaptations and a means of expression. Compared to Jan Kochanowski and Wacław Potocki, the Dominican friar Tomasz Nargiewicz is a secondary figure. Cybulski's article focuses on the manuscript collection of prose narratives *Różne Historyje*, arguing that this minor text is composite but coherent at

the same time, and reconciles the medieval and Renaissance narrative practice with the heterogeneity of Baroque poetics. Protestant religious literature is also the object of Marta Wojtkowska-Maksymik's and Paweł Stępień's contributions, who focus respectively on the Calvinist printer from Cracow Maciej Wirzbięta and the Lutheran preacher Samuel Dambrowski. Influenced by the tables of duties (*Haustafeln*) from evangelical catechisms and hymnals, Wirzbięta's *Elementaria institutio Latini sermonis et pietatis Christianae* was primarily addressed to teachers and parents who wanted to provide their pupils and children with both a basic knowledge of Latin and a devout upbringing. In his study on Dambrowski's *Postil*, Paweł Stępień explores the relationship between Lutheran preaching and its Catholic counterpart. In particular, Dambrowski's homily on the passion of Christ relies on an analogous text by the Jesuit Jakub Wujek. This shows that by the early seventeenth century, Protestants were drawing inspiration from Catholic religious writings, while earlier it had been just the opposite.

Unlike the former authors, Dainora Pociūtė's and Gina Kavaliūnaitė mainly exploit historiographical primary sources. While Pociūtė focuses on the activity of antitrinitarian physicians at Stephen Batory's court and the attempt of Jesuits to convert them, Kavaliūnaitė reconstructs the genesis of the Lithuanian translation of the New Testament published in Königsberg in 1701. The article also provides a brief account of the lives of several scholars and translators involved in this initiative.

Besides Kavaliūnaitė's text, two contributions by Rutkovska mainly focus on the religious literature of the Grand Duchy of Lithuania. In the first one, Rutkovska compares how the Virgin Mary is portrayed in Wujek's and Konstanty Szyrwid's sermons. In the second one, the Lithuanian scholar sketches a history of postillography in the Grand Duchy. On the background of Lithuanian Protestant postils published in the Duchy of Prussia and Mikołaj Dauksza's Catholic postil, she argues that Szyrwid's *Gospel points* mark a new stage in the development of Lithuanian postillography.

The value of the book consists of placing the religious literature of the Polish-Lithuanian Commonwealth within a wider, European context. For example, Hanusiewicz-Lavallee emphasizes the influence of various west-European authors such as Jacopo Sannazaro, Guillaume Du Bartas, and George Buchanan. While analyzing the Post-Tridentine legislation and its implementation, Wiesław Pawlak relies on the fundamental works by John O'Malley. Kavaliūnaitė recalls the stays in England of Lithuanian Calvinist clergy, who later managed to secure financial support from the Archbishop of Canterbury, William Sheldon, for the print of the Lithuanian New Testament. Finally, Pociūtė explores Polish-Italian connections related to the emigration of Italian non-Catholic physicians at odds with the Inquisition.

The main weakness of the book depends on the lack of attention to the Orthodox and Greek-Catholic communities, which are only mentioned by Hanusiewicz-Lavallee. Especially in the seventeenth century, both confessions did not lack interesting figures (Meletius Smotrytsky, Petro Mohyla, and Stephan Yavorsky) and developed a rich cultural debate. Due to the development of this field of study in recent years,¹ at least one or two articles on this subject would have been welcomed in this volume.

From a historiographical point of view, certain remarks are objectionable. Pociūtė, for example, is far too categorical when she suggests that the promise of better jobs and privileges played a significant role in achieving conversions (p. 226). While the Jesuit support could undoubtedly favor some converts' careers, the reasons for turning to Catholicism were more complex and partially spiritually motivated. Moreover, the Jesuits were not as powerful as sometimes assumed. The case of Kasper Wilkowski is a good example for the limits of Jesuit protection. Despite his conversion, Wilkowski was neither appointed at Stephen Bathory's court nor by his nephew Sigmunt in Transylvania due to the opposition

¹ MARZANNA KUCZYŃSKA: *Między Wschodem a Zachodem: Prawosławie i unia* [Between East and West: Orthodoxie and Union], Warszawa 2017.

of his former coreligionists. The Jesuits just helped him to find employment in the entourage of Mikołaj Krzysztof Radziwiłł, himself a convert, and the most influential protector of the Society of Jesus in Lithuania. Although it was very well paid, this appointment was probably not too satisfactory from a professional point of view.

The Jesuit attitude towards medicine is also more complex than shown by Pociūtė. This issue should be analyzed on the background of Medieval ecclesiastical legislation, which forbade the practice of surgery by subdeacons, deacons, and priests on the ground that clergy should not cause anybody's death. Other prohibitions were related to the treatment of dead bodies and autopsies and depended more on social factors than religious ideas.² The exclusion of medicine and law from Jesuit universities established by St. Ignatius' *Constitutiones* can be explained by the fact that these disciplines stood in contrast with the idea of free education provided by the Jesuits for the salvation of souls, since both physicians and lawyers earned money from their professions. At the same time, the Society of Jesus allowed a degree of maneuver for pharmacy and even surgery. Ecclesiastical prohibitions were not applied to lay brothers, who became closely involved in running pharmacies. Moreover, Jesuit missionaries played a crucial role in introducing remedies from the Far East and America to European pharmacopeia.

Despite the mentioned flaws, the book is a valuable reference for those who want to better understand the cultural and religious life of the Polish-Lithuanian Commonwealth. On the whole, it achieves the aim set by its editors, which is to show the peculiarity of the interplay between religious groups in a wider European context.

Poznań

Andrea Mariani

² D. W. AMUNDSEN: Medieval Canon Law on Medical and Surgical Practice by the Clergy, in: *Bulletin of the History of Medicine* 52 (1978), 1, pp. 22–44.

Baltische Bildungsgeschichte(n). Hrsg. von Silke Pasewalck, Rūta Eidukevičienė, Antje Johanning-Radzienė und Martin Klöcker. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 78.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin – Boston 2022. 499 S. ISBN 978-3-11-099867-2. (€ 49,95.)

Der Band bietet eine Auswahl aus den rund 70 Beiträgen, die auf der Tagung „Baltische Bildungsgeschichte(n). Baltic Educational Histories“ im September 2016 an der Universität Tartu gehalten wurden. Die internationale Konferenz war ausdrücklich eine Veranstaltung der baltischen Germanistik (S. 11), hinter der als „Grundidee“ der „Blickwinkel der Literaturwissenschaft“ stand (S. 16). Als Initiator oder geistiger Vater kann der Marburger Literaturwissenschaftler Jürgen Joachimsthaler (1964–2018) bezeichnet werden, der infolge seiner Erkrankung jedoch nicht mehr zur Konferenz anreisen konnte. Ihm ist der Sammelband gewidmet.

Der hier zugrunde gelegte Bildungsbegriff ist außerordentlich weit gefasst, sodass auf der Konferenz auch abseitig erscheinende Themen Behandlung fanden wie etwa „Bildung am Bösen? Černobyl' und Ignalina – vom (post-)kolonialen Erbe zur europäischen Frage“ von Benjamin Naujoks, der allerdings nicht im Band enthalten ist. Die letztendlich in den Band aufgenommenen Beiträge lassen sich dagegen im Allgemeinen leicht mit dem Konzept „Bildung“ in Zusammenhang bringen, wozu das Hrsg.-Team vier Themenbereiche formuliert hat: „Konzepte der Bildung“ (fünf Beiträge), „Institutionen der Bildung“ (vier), „Akteure der Bildung“ (sechs) und „Bildung in der Literatur“ (fünf).

Den 20 Beiträgen vorangestellt wurde der Eröffnungsvortrag der Tagung von Heinrich Bosse. Er behandelt „Ständische Bildung in den russischen Ostseeprovinzen im 18. Jh.“, und die explizite Beibehaltung des Vortragsdukts kann als sehr gelungen betrachtet werden, da man sich auf diese Weise tatsächlich kurz auf der Konferenz wähnt. Bosse schlägt, anders als der Titel vermuten lässt, einen weiten Bogen vom 17. bis ins frühe 20. Jh. hinein und bietet damit eine kompetente Einführung in das Thema. Ganz nüchtern konstatiert er,

dass „die Kirche weiß, was eine Schule ist und wozu sie gut ist, aber der Landtag, fixiert auf Ökonomie und Hausunterricht, weiß es nicht. [...] die regierende Ritterschaft verhindert im 18. Jahrhundert die Alphabetisierung der Bauern, die im 17. Jahrhundert unter dem Schutz des Staates begonnen hatte“ (S. 55). Der Mythos von der „guten alten schwedischen Zeit“, der in Estland und Lettland gepflegt wird, entbehrt also durchaus nicht einer Grundlage auch und gerade im Bildungsbereich.

Von den Artikeln aus dem ersten Block zu den Bildungskonzepten ist Hans Graubners kluge und eloquente Darstellung zur Differenz zwischen den Erziehungs- und Bildungskonzepten bei Johann Georg Hamann und Johann Gottfried Herder hervorzuheben. Sie gipfelt sogar in einem schönen Bonmot: „Herder geht es darum, was der Lehrer ausrichten, Hamann darum, was er anrichten kann“ (S. 67). Ljubov Kisseljova analysiert die verschiedenen Herrschaftsideologien in Lehrwerken höherer russischer Schulen im späten 19. und frühen 20. Jh., während die drei folgenden Beiträge kleinere Bereiche behandeln und für ein begrenzteres Publikum gedacht sind: Rūta Eidukevičienė betrachtet die Rezeption deutschsprachiger Bildungskonzepte im Litauen der Zwischenkriegszeit, Kairit Kaur untersucht die Vermittlung der deutschbaltischen literarischen Kultur im heutigen Estland – wobei die Untersuchungsgrundlage allerdings sehr schmal (nur zehn Personen wurden befragt) und die Darstellung stilistisch weniger überzeugend ist –, und Heiko F. Marten und Sanita Martena brechen eine Lanze für das Lettgallische, „das in einem Kompendium zu Bildungsgeschichte(n) im Baltikum nicht fehlen darf“ (S. 137). Bei allem Respekt vor Minderheitensprachen oder Sprachvarietäten: Warum nun gerade das Lettgallische, nicht aber das Südestnische oder das Schemaitische oder das Karaimische „nicht fehlen darf“, ist nicht recht ersichtlich. Diese rein soziolinguistische Darstellung fällt etwas aus dem Rahmen.

Die vier Beiträge zu den Bildungsinstitutionen sind jeweils profunde Detailstudien. Beata Paškevica untersucht die herrnhutische Lehrerausbildungsstätte der Pietistin Magdalena Elisabeth von Hallart in Wolmar, Michael Rocher beleuchtet das ebenfalls pietistische Waisenhaus von Alp, Marju Luts-Sootak legt überzeugend dar, dass auch die Gerichtsstube als Bildungsanstalt fungieren kann, indem sie die Entwicklung der Gerichtsbarkeit in Estland und Livland im 19. Jh. auf der Grundlage umfangreichen Aktenstudiums nachzeichnet, und Markus Käfer behandelt das Bildungsprogramm der 1802 wiedereröffneten Universität Dorpat.

Am meisten Neues wird vielleicht in den folgenden sechs Beiträgen zu den Bildungsakteuren geboten. Das ist sicherlich bei Martin Klöckers auf vielen neu erschlossenen Quellen fußender Abhandlung zu Heinrich Vestring (1562–1650) als Reformator des Revaler Schulwesens der Fall, die mehr als nur eine Biografie ist: Das gesamte Schulwesen der Stadt in der ersten Hälfte des 17. Jh. entsteht plastisch vor den Augen des Lesers. Ulrich Kronauer bereichert unser Wissen über Jean-Jacques Rousseau durch die spezifische Behandlung von „Garlieb Merkels Rousseau“, Gregor Babelotzky liefert neue Aspekte zu dem nicht unproblematischen Verhältnis von Jakob Michael Reinhold Lenz zu seinem Vater Christian David, Anja Wilhelmi widmet sich dem Verständnis von Bildungsvermittlung bei den deutschbaltischen Pastoren und Valérie Leyh räumt mit einigen Vorurteilen zur Familie von Medem in Kurland auf, die in der bisherigen Literatur möglicherweise überschätzt worden ist: „Für eine Veränderung der sozialen Verhältnisse in ihrem Vaterland konnten aber letztlich weder Friedrich von Medem noch Dorothea von Kurland noch Elisa von der Recke Wesentliches bewirken. Dem kolonialen Denken vermochten sie nicht zu entinnen“ (S. 334). Anton Philipp Knittels Beitrag über die Kūgelgens als typische Familie des deutsch-baltischen Bildungsbürgertums rundet diesen Block ab.

Abgeschlossen wird der Band mit fünf literaturwissenschaftlichen Beiträgen, die noch einmal zeigen, wie weit der Bildungsbegriff hier verstanden wird, da der Zusammenhang bei einigen Beiträgen nur indirekt gegeben ist: Das ist sicherlich nicht bei Ruth Floracks Artikel „Gelebte Bildung: Hochzeitsschriften aus der Sammlung Recke“ der Fall, aber Alina Kuzborskas Abhandlung zu den *Metai* von Kristijonas Donelaitis kann den

Zusammenhang nur durch die Erwähnung der „didaktische[n] Zwecke“ (S. 377) der Dichtung herstellen. Auch Lina Užuķauskaitis' Beitrag zur äsopischen Sprache der Sowjetzeit, der im Übrigen nichts Neues zum vielfach behandelten Thema des Schreibens unter Zensurbedingungen erbringt, schlägt mit seiner Fragestellung, ob die äsopische Sprache nicht ein „Bildungsauftrag der Schreibenden“ sei, nur mit Mühe einen Bogen zur Fragestellung. Benedikts Kalnačs behandelt zwei lettische Autoren (Augusts Deglavs und Jānis Poruks), in deren Werken Bildung und das Motiv der Bildungsreise eine prominente Rolle einnehmen. Neue Aspekte zum Werk von Jaan Kross bietet der Beitrag von Dieter Neidlinger und Silke Pasewalck, in dem das Bildungsthema in diversen Werken des estnischen Autors herausgearbeitet und bewertet wird. Hier erweist sich die Heranziehung des von Hannah Arendt am Beispiel Rahel Varnhagens eingeführten Begriffspaares „Parvenü und Paria“ (S. 439 f.) als durchaus erhellend.

Ein Anhang mit dem kompletten Tagungsprogramm, einer Gesprächsrunde, dem offiziellen Tagungsbericht, Kurzbiografien und Personen- sowie Ortsregister rundet den insgesamt gelungenen Sammelband ab. Einzig die mechanisch-konsequente Anführung anderssprachiger Ortsnamen in Klammern bei der Erstnennung in jedem Artikel wirkt fehl am Platze: Wozu gibt es dann die im Ortsregister integrierte Konkordanz, wo man doch nötigenfalls den anderen Ortsnamen fände?

Es ist nicht nur Platzverschwendung und stört den Lesefluss, sondern führt auch zu grotesken Stilblüten, wenn von den „Aufklärern in Riga (Rīga)“ (S. 63) gesprochen wird oder Herder sich 1764 „von Königsberg (Kaliningrad)“ löst (S. 67). Gerade im Falle der ehemaligen Hauptstadt Ostpreußens ist es schlicht unsinnig, da es hier 1946 eine Umbenennung gegeben hat und weder Jakob Lenz sein Studium in „Königsberg (Kaliningrad)“ (S. 283) begonnen haben kann noch im 18. Jh. Texte aus „Königsberg (Kaliningrad)“ (S. 357) stammen können. Abgesehen davon, dass man sich unter den potenziellen Leserinnen und Lesern des Buches kaum eine Person vorstellen kann, die nicht weiß, dass das heutige Kaliningrad einst anders hieß: Könnte man einer Leserschaft nicht die Mündigkeit unterstellen, sich notfalls selbst um die korrekte oder bevorzugte Namensgebung zu kümmern? Die Infantilisierung der Benutzerinnen und Benutzer führt dann eben auch dazu, dass im Ortsregister erklärt wird, dass Kunda auf Estnisch Kunda heißt (S. 496). Man kann es mit der politischen Korrektheit auch übertreiben.

Assen

Cornelius Hasselblatt

Omer Bartov: *Tales from the Borderlands*. Making and Unmaking the Galician Past. Yale University Press. New Haven – London 2022. XII, 376 S., Ill., Kt. ISBN 978-0-300-25996-4. (\$ 30,—.)

Omer Bartov, Professor für Europäische Geschichte und Deutsche Studien an der Brown University, widmet sich in seinem neuen Buch ein weiteres Mal,¹ wie er schreibt, der Geschichte „of making and unmaking the past of a place that no longer exists“ (S. 9). Dieser Ort bzw. diese Orte liegen in dem Teil Osteuropas, den einer seiner Kollegen durchaus nicht unwidersprochen als „Bloodlands“ bezeichnet hat.² Dort wurden (und werden gegenwärtig wieder!) die menschliche Vorstellungskraft übersteigende Verbrechen begangen. Anders als der Untertitel seines neuen Buches suggeriert, hat B. nicht nur das Kronland Galizien in der habsburgischen Zeit im Blick, sondern einen weitaus längeren Zeitraum: Er beginnt seine Erzählung mit den an den jüdischen Bewohnern der Region begangenen Pogromen während des Chmel'nyc'kyj-Aufstandes in der Mitte des 17. Jh., welcher weder der erste noch der letzte Massenmord an dieser Bevölkerung in der Region

¹ Vgl. zuletzt OMER BARTOV: *Erased. Vanishing Traces of Jewish Galicia in Present-Day Ukraine*, Princeton 2007; OMER BARTOV: *Anatomy of a Genocide. The Life and Death of a Town Called Buczacz*, New York 2018.

² TIMOTHY SNYDER: *Bloodlands. Europe between Hitler And Stalin*, New York 2010.

sein sollte. Der Autor spannt einen weit über das eigentliche Galizien hinausgehenden Bogen, nach Norden nach Vilnius, Berlin und St. Petersburg etwa, und auch nach Süden bis an das Schwarze Meer. Im Zentrum steht aber die heute zur Ukraine gehörende Stadt Buczac, die vor Kriegsbeginn 2022 gut 12 000 Einwohner zählte und vor dem Zweiten Weltkrieg, wie viele andere Gebiete der Region, einen hohen jüdischen Bevölkerungsanteil besessen hatte.

Zwar wendet sich B. im vorliegenden Werk erneut der Auslöschung des osteuropäischen Judentums zu – insbesondere am Beispiel von Buczac. Doch im Vergleich zu seinen bisherigen Forschungen ist die Perspektive eine modifizierte, eine persönlichere, ohne die des professionellen Historikers ganz hinter sich zu lassen. Er sieht sein Buch als Beitrag zu einer *first-person narration* bzw. *history*; eine Richtung in den historischen Erzählungen, welche die Vergangenheit mittels einer mikrohistorischen Perspektive betrachten will. Diese Rekonstruktion (oder doch eher Konstruktion?) der Vergangenheit liest sich über weite Strecken sehr gut, manchmal aber sehr wortreich. Lesend trifft man viele bekannte, überwiegend männliche Autoren, die zum literarischen Galizien-Mythos beigetragen haben. Dazu zählen u. a. Shai Agnon, der 1966 (gemeinsam mit Nelly Sachs) als bislang einziger auf Hebräisch Schreibender den Nobelpreis für Literatur erhalten hat, Karl Emil Franzos oder Ivan Franko. Dass dieser Galizien-Mythos höchst ambivalent ist, zeigt der Vf. eindrücklich u. a. am Beispiel der divergenten Einschreibungen Bohdan Chmel'nyč'kyjs und Stepan Banderas, die in der allerdings stark segmentierten ukrainischen Erinnerungskultur in einigen Diskursgruppen höchstes Ansehen genießen (Letzterer zumindest bei vielen Westukrainer:innen), in der jüdischen und der polnischen hingegen aber entschieden nicht. Die Erinnerungen an Pogrome oder die an Juden und Polen begangenen Verbrechen in Lemberg oder Wolhynien sind im kollektiven historischen Gedächtnis präsent und haben über sehr lange Zeit auch das Verhältnis zwischen Polen und Ukrainern belastet.

Die *first-person history* will Geschichte mittels der „Geschichten“ und den sehr persönlich gefärbten Erzählungen von Zeitzeugen rekonstruieren. B. hat sich diesen Ansatz zu eigen gemacht, im letzten Viertel seines Buches zudem sehr weitgehend: Er lässt seine Leserschaft an den persönlichen Erinnerungen seiner Mutter teilhaben, mit der er in den 1970er Jahren ausführliche Interviews führte, die er aufgezeichnet hat und die er umfangreich wörtlich wiedergibt. Einige private Fotografien zeigen das Leben der Familie des Autors im ostgalizischen Buczac zwischen orthodoxem Judentum, jüdischer Politisierung, Assimilierung und der Migration in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina in den 1930er Jahren. Die Mutter des Autors verbrachte ihr erstes Lebensjahrzehnt in dem damals zu Polen gehörenden Buczac als Tochter zionistischer Eltern. Ein Teil der Familie ist somit der Shoa entkommen, wenn man diese in erster Linie als die physische Vernichtung des europäischen Judentums begreift. Aber das würde zu kurz greifen, denn das viel beschworene Bild einer untergegangenen Welt, einer spezifischen Kultur lässt sich damit nur unvollständig fassen. Eine nachvollziehbare Melancholie gibt somit den Grundton dieser auch autobiografischen Narration, die eher persönlich als geschichtswissenschaftlich angelegt ist und gerade auf dieser Ebene emotional sehr stark bewegt.

Wien

Kerstin S. Jobst

Peter Collmer: Verwaltete Vielfalt. Die königlichen Tafelgüter in Polen-Litauen, 1697–1763. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 90.) Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2022. 378 S., Ill. ISBN 978-3-515-13123-0. (€ 72,-.)

Peter Collmer ist Privatdozent für Neuere und Osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich. Seine bisherigen Forschungen haben u. a. zu einer wichtigen Mono-

grafie über die schweizerisch-russischen Beziehungen 1848–1919 geführt.¹ Das hier rezensierte Buch befasst sich mit den königlichen Tafelgütern (*mensae regiae*) in der polnisch-litauischen Adelsrepublik in den Regierungsjahren Augusts II. und Augusts III. (1697–1763). Es besteht, abgesehen von der Einleitung und der Zusammenfassung, aus vier sachlich gegliederten Kapiteln. Ergänzt wird es um eine Bibliografie, ein Glossar altpolnischer Begriffe, einen Anhang mit dem Verzeichnis der königlichen Tafelgüter sowie ein Personenregister.

C. untersucht, wie die Ökonomien und Einnahmen aus u. a. Zöllen, Salz- und Bleibergwerken, Postwesen, Hafengebühren, welche den Herrschern seit dem 16. Jh. zur Finanzierung ihres Hofes überlassen wurden, verwaltet wurden, und überlegt, welche Rolle die *mensae regiae* im wirtschaftlichen und politischen System des Staatsverbands spielten. Darüber hinaus bieten ihm die königlichen Tafelgüter einen Ausgangspunkt für Überlegungen zu Verwaltungs- und Kommunikationsstrategien, -strukturen und -kulturen in der frühen Neuzeit, einer Epoche, die insbesondere von Diversität geprägt worden sei. Der Vf. geht davon aus, dass die königlichen Tafelgüter selbst vor dem Hintergrund der in vielerlei Hinsicht (sprachlich, religiös, konfessionell, rechtlich usw.) heterogenen Adelsrepublik eine sehr abwechslungsreiche Landschaft bildeten. Außerdem zeichneten sich die *mensae regiae* durch eine spezielle Besonderheit aus: Während die königliche Macht in Polen-Litauen in fast allen Bereichen des öffentlichen Lebens streng begrenzt war, verfügte der Herrscher in diesen Gütern über weitreichendere Befugnisse. C. fragt danach, wie die Herrscher mit dieser Vielfalt umgingen. Dieses Problem ist im Fall der Könige aus dem Haus Wettin besonders interessant: Sie kamen mit ihren eigenen Vorstellungen von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen nach Polen und bildeten sich ihre Meinung auf der Grundlage der Kenntnisse und Erfahrungen, die sie in Sachsen gesammelt hatten.

Methodisch ist die Arbeit in der kultur- und sozialwissenschaftlich orientierten Geschichtswissenschaft verwurzelt und nutzt Instrumente, die von der Soziologie sowie den Verwaltungs- und Kommunikationswissenschaften entwickelt wurden. Sie stützt sich auf eine solide Quellenbasis. Der Vf. nutzte handschriftliche Akten aus dem Hauptarchiv der Alten Akten in Warschau, dem Sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden und dem Staatsarchiv in Thorn und wertete die umfangreiche, mehrsprachige Literatur zum Thema kritisch aus.

In Kap. 2 „Kontexte und Hintergründe“ erörtert C. den politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Rahmen der polnisch-litauischen Adelsrepublik, charakterisiert die verfassungsrechtlichen Aspekte der polnisch-sächsischen Union, beschreibt die rechtlichen Grundlagen der königlichen Tafelgüter und widmet dem Problem ihrer Verwaltung besondere Aufmerksamkeit. In Kap. 3 konzentriert sich C. auf die institutionelle Entwicklung einer neuen Hofbehörde, des Schatzgerichts (seit 1729 Schatzkommission), die als „Königliche Kammer“ bekannt wurde. Nach sächsischem Vorbild wurde sie von August II. gleich zu Beginn seiner Regierung eingeführt. Ausschlaggebend für die Verwaltung der königlichen Tafelgüter war die große Instruktion von 1736, die direkt auf die in Sachsen geltenden normativen Akte zurückgriff und vom Vf. ausführlich analysiert wird. In Kap. 4 bietet C. einen Überblick über die Bestandteile der königlichen Tafelgüter. Die Vielfalt des polnisch-litauischen Staatsverbandes spiegelte sich in den *mensae regiae* deutlich wider. Die einzelnen Ökonomien und Einnahmequellen unterschieden sich in vielerlei Hinsicht voneinander, und doch mussten sie in ein kohärentes System integriert werden. Dies erforderte ein spezifisches Sach-, Verwaltungs- und Verfahrenswissen, Sprachkenntnisse und Verständnis für lokale Besonderheiten. C. betont zurecht, dass die größte Herausforderung darin bestand, die Kontrolle über den täglichen Betrieb des gesamten heterogenen Systems und gleichzeitig über die einzelnen Elemente, aus denen es

¹ PETER COLLMER: Die Schweiz und das Russische Reich 1848–1919. Geschichte einer europäischen Verflechtung, Zürich 2004.

sich zusammensetzte, zu behalten: Dies war die Voraussetzung für eine effiziente Verwaltung der *mensae regiae*.

Wie mit dieser Vielfalt umgegangen wurde, zeigt der Vf. in Kap. 5. Zwei Bereiche waren hier besonders relevant: Wissen und Kommunikation. Auf Grundlage der Kenntnis des komplizierten und vielfältigen Komplexes der königlichen Tafelgüter sowie der Erfahrungen und Lösungen, die zuvor in Sachsen entwickelt worden waren, wurde versucht, die Partikularismen zu überwinden und ein integriertes Verwaltungssystem zu schaffen. Dies erforderte eine reibungslose Kommunikation auf allen Ebenen, insbesondere zwischen dem Hof und den Pächtern sowie den Untertanen. C. macht sich Gedanken darüber, wie Informationen gesammelt und beschafft wurden: Welche Rolle spielten z. B. inoffizielle Informanten, die mit Spionageaufgaben betraut waren? Er verweist auf Inventare, Bitt- und Klageschriften als wichtige Quelle für das Wissen über die königlichen Tafelgüter und beschreibt das System, mit dem das in den Akten gesammelte Wissen organisiert und archiviert wurde. Zunächst sei versucht worden, ein neues, komplexes System für die Verwaltung der *mensae regiae* zu schaffen. In der alltäglichen Machtausübung sei aber meistens auf alte Praktiken zurückgegriffen worden.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die sächsisch geprägte Tafelverwaltung in der polnisch-litauischen Adelsrepublik eine Insel moderner Staatsbildung darstellte. Die in der sächsischen Zeit gewählten Lösungen wurden auch von Stanislaus II. August beibehalten.

Verglichen mit der Studie von Edward Stańczak², die bisher als Referenzwerk für die königlichen Tafelgüter in der sächsischen Epoche galt, bringt das rezensierte Buch erhebliche neue Erkenntnisse. Es stellt die Geschichte der *mensae regiae* vor einem vergleichenden Hintergrund dar und ordnet sie in eine europaweite Diskussion über Verwaltung, Kommunikation und Modernisierung ein. Mit einer ausführlichen Einführung, in der ausgewählte Aspekte der politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Geschichte der Adelsrepublik vorgestellt werden, wird es auch für angehende Forscher nützlich sein.

Den einzigen Wermutstropfen bildet die Tendenz des Vf. zu Verallgemeinerungen, die nicht immer gerechtfertigt sind. Problematisch erscheint z. B. die Behauptung, dass „viele polnische Zeitgenossen die Union mit Sachsen [...] als eine aufgezwungene Konstellation wahr[nahmen], in der sich die einst stolze adlige Republik fremden Interessen auslieferte und ihre eigene, immer deutlicher empfundene nationale Identität aus den Augen verlor“ (S. 324). Die Lebendigkeit der sächsischen Partei in Polen nach dem Tod von August III. und längerfristig das Angebot der polnischen Krone an den Kurfürsten von Sachsen in der Verfassung vom 3. Mai sind ein deutlicher Beweis für die große Bedeutung der Idee einer polnisch-sächsischen Union.

Warszawa

Jacek Kordel

² EDWARD STAŃCZAK: Kamera saska za czasów Augusta III [Die sächsische Kammer unter August III.], Warszawa 1973.

Barskie konfederaty v Zapadnoj Sibiri. Biografičeskij slovar'. [Die Konföderierten von Bar in Westsibirien. Biografisches Lexikon.] Hrsg. von Adam Danił'čyk, Anna A. Krich und Svetlana A. Mulina. Izdatel'stvo Aletejja. Sankt-Peterburg 2020. 693 S. ISBN 978-5-00165-137-6. (€ 44,—)

Bei dem rezensierten Werk handelt es sich um ein biografisches Lexikon der Konföderierten von Bar (*konfederaci barscy*), die in russische Gefangenschaft gerieten und nach Westsibirien umgesiedelt wurden. Die Konföderation wurde im Februar 1768 in der Stadt Bar in Podolien ins Leben gerufen. Ihre Mitglieder protestierten gegen den wachsenden russischen Einfluss in Polen, insbesondere gegen die von Zarin Katharina der Großen erzwungene Gesetzgebung, die die politischen Rechte des protestantischen und orthodoxen Adels mit den Privilegien der katholischen Adligen gleichstellte. Die Konföderation von

Bar stürzte den polnisch-litauischen Staatsverband in einen vierjährigen Bürgerkrieg und provozierte den Ausbruch des russisch-osmanischen Krieges.

Seit Jahrzehnten wird zu dieser Konföderation intensiv geforscht: Analysiert wurde das politische Kräfteverhältnis in Polen, die diplomatischen Aktivitäten der europäischen Mächte, die politischen und gesellschaftlichen Ideen, welche die Konföderierten prägten, die Literatur dieser Zeit.¹ Die Emigration und das Exil stellen hingegen sowohl in der polnischen als auch in der russischen Geschichtsschreibung ein wenig erforschtes Gebiet dar.

Es wird geschätzt, dass bis zu 100 000 Menschen an rund 500 bewaffneten Scharmützeln auf Seiten der Konföderierten teilnahmen. Nach der Befriedung der Konföderation im Frühjahr 1772 wurden nach Schätzungen der russischen Diplomatie über 14 000 ihrer Mitglieder nach Sibirien geschickt, viele wurden in die russische Armee zwangsrekrutiert. Die Russen richteten im Warschauer Stadtteil Praga und im ukrainischen Polonne Durchgangslager für die Kriegsgefangenen ein, von wo aus sie in Etappen nach Kiew, Smolensk, Orël, Tula, Kazan' und Tobol'sk transportiert wurden. Die Zahl der Menschen, die unterwegs starben und den Zielort der Deportation nicht erreichten, ist nicht bekannt.

Die Hrsg. Adam Danił'čyk, Anna A. Krich und Svetlana A. Mulina können nachweisen, dass der Zustrom konföderierter Kriegsgefangener nach Sibirien von Dezember 1769 bis September 1773 andauerte und seinen Höhepunkt im Jahr 1770 erreichte. In den Städten Tjumen, Tobolsk, Turinsk und Tara war die Zahl an Gefangenen in Westsibirien besonders hoch. Wie sich die Gruppe der Konföderierten, die von den Russen gefangen genommen wurden, zusammensetzte, ist praktisch unerforscht. Uneinigkeit besteht zudem über die genaue Zahl der Kriegsgefangenen. Einige Schätzungen gehen von etwa 10 000 unfreiwilligen Exilanten aus (Michał Janik²). In einer von dem französischen Oberst Augustus Thesby de Belcourt, der drei Jahre im Exil (hauptsächlich in Tobol'sk) verbrachte, erstellten Liste sind 5445 Konföderierte aufgeführt.

Das Lexikon liefert Informationen zu 1910 konföderierten Gefangenen. Die Lemmata beruhen auf Literatur- und Archivrecherchen. Bei den handschriftlichen Quellen handelt es sich um Akten von Verwaltungs-, Militär-, Stadt- und kirchlichen Behörden. Die von den russischen Beamten angefertigten Register enthalten verschiedene biografische Angaben: Name, Alter, Größe, Geburtsort, Nationalität und Stand. Verzeichnet wurden auch bestimmte als „Künste“ bezeichnete Fähigkeiten. Zu den in das Lexikon aufgenommenen konföderierten Kriegsgefangenen gehören demnach Schneider, Köche, Müller, Sattler und Komiker, aber in den meisten Fällen verfügten die Konföderierten über keine besonderen Fähigkeiten oder verschwiegen diese während des Verhörs. In den späteren Listen der 1773 in Sibirien eingetroffenen Gruppen taucht eine neue Rubrik auf: Aussehen (Haarfarbe, Augen und Gesicht, Größe und Form der Nase). In einigen Fällen wurden besondere Merkmale erwähnt, wie z. B. Pockennarben, fehlende Zähne usw.

Zusätzliche biografische Informationen sind in Kirchenakten enthalten: Dies gilt insbesondere für diejenigen, die sich während des Exils für den Übertritt zur Orthodoxie entschieden. Wichtige Informationen liefern auch die Unterlagen der 1795 im Gouvernement Tobolsk durchgeführten Volkszählung. Die Hrsg. werteten zudem Polizeiakten und Zeugenlisten aus Omsk, Tjumen' und Tobol'sk aus.

¹ Zu den wichtigsten Studien gehören nach wie vor: WŁADYSŁAW KONOPCZYŃSKI: *Konfederacja barska* [Die Konföderation von Bar], Bd. 1–2, Warszawa 1936–1938; JERZY MICHAŁSKI: *Schyłek konfederacji barskiej* [Der Niedergang der Konföderation von Bar], Wrocław 1970; JANUSZ MACIEJEWSKI (Hrsg.): *Literatura konfederacji barskiej* [Die Literatur der Konföderation von Bar], Bd. 1–4, Warszawa 2005–2009; ADAM DANIŁCZYK, ANNA BUCHMANN (Hrsg.): *Konfederacja barska. Jej konteksty i tradycje* [Die Konföderation von Bar. Ihre Kontexte und Traditionen], Warszawa 2010.

² MICHAŁ JANIK: *Dzieje Polaków na Syberii* [Geschichte der Polen in Sibirien], Kraków 1928, S. 53.

Die Lemmata sind unterschiedlich lang: Falls nur kirchliche Quellen zur Verfügung standen, sind nur die Konfession und das Jahr sowie der Ort des Übertritts zur Orthodoxie genannt. Zumeist sind die biografischen Einträge jedoch viel ausführlicher und enthalten Informationen über den sozialen Hintergrund der Konföderierten, ihre militärische Karriere, Ort und Zeitpunkt ihrer Gefangennahme sowie auch, wie bereits erwähnt, zu körperlichen Merkmalen. Alle Lemmata sind um ein Verzeichnis der verwendeten Archivalien ergänzt.

Die Exilierung der Konföderierten stellte die erste massenhafte Zwangsumsiedlung von Bewohnern der polnisch-litauischen Adelsrepublik tief in das Russländische Reich dar. Sie war die erste Welle politischer Vertreibung von Polen und begründete den „sibirischen Mythos“, der eine wichtige Rolle bei der Herausbildung der polnischen nationalen Identität spielte. Von besonderer Bedeutung war dabei das Bild der harten Lebensbedingungen, insbesondere der schweren Arbeit: Die Konföderierten wurden beim Bau von Schanzen, Befestigungen und Festungsanlagen eingesetzt, wofür sie lediglich einen Hungerlohn erhielten. Gleichzeitig verschwanden diejenigen Konföderierten, die ihr „sibirisches Glück“ fanden – sich erfolgreich einem neuen Ort und einer neuen Gemeinschaft anpassten, Familien gründeten oder in den Rang eines Offiziers aufstiegen –, oft aus dem Blickfeld der Historiker. Viele konföderierte Gefangene trugen zugleich zur Entwicklung Sibiriens bei, indem sie in Handwerk, Handel, Landwirtschaft und Verwaltung tätig waren.

Das rezensierte Lexikon wird nicht nur für diejenigen Forscher wertvoll sein, die sich für die Geschichte der Konföderation von Bar oder des polnischen Exils im langen 19. Jh. interessieren. Es wird auch für Historiker der russischen Geschichte von Bedeutung sein, denn es enthält wichtige Daten über das Funktionieren des Militär-, Verwaltungs- und Justizapparats. Auch für Forscher, die sich mit der Geschichte Westsibiriens befassen, kann es sich als nützlich erweisen.

Warszawa

Jacek Kordel

Johannes Czakai: Nochems neue Namen. Die Juden Galiziens und der Bukowina und die Einführung deutscher Vor- und Familiennamen 1772–1820. (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 55.) Wallstein Verlag. Göttingen 2021. 560 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8353-5017-5. (€ 58,–.)

Histories of migration and family are often told alongside captivating tales. Unfortunately, these narratives are not always rooted in factual accuracy, such as the widely popular but incorrect belief that immigrants' names were changed at Ellis Island. Disentangling and debunking these narratives is no easy feat. Johannes Czakai dedicates his book to such a legendary topic—the assignment of surnames to the Jews of Galicia. In the Habsburg era, hundreds of thousands of former Polish-Lithuanian Jews received German surnames from the 1780s onwards. The common tale is that an anti-Semitic authority assigned derogatory names, or romantic ornamental names when presented with a bribe. This tale has been widespread from Karl Emil Franzos *Namensstudien* (1880) to the old Jewish joke:

“When Moshe comes home from the authorities, his wife asks: ‘And, what is our name?’ to which he answers: ‘Schweißloch’ [sweat hole]. His wife, horrified: ‘For heaven’s sake, didn’t you bribe the officials?’—‘I did!’, replies her weary husband, ‘that w alone cost me a fortune!’”¹ (Note that the German words for “sweat” and “feces” are only a w apart.)

¹ ŽANETA DVOŘÁKOVÁ: Jewish Anecdotes as a Mirror of Naming Practice: Personal Names of Jews in Bohemia and Moravia, in: OLIVIU FELECAN, ALINA BUGHEȘIU (eds.): International Conference on Onomastics “Name and Naming”: Multiculturalism in Onomastics, pp. 71–82, here p. 74, fn. 9, <http://dx.doi.org/10.30816/iconn5/2019/6>.

The straightforward study not only deconstructs this legend, but, using an impressive amount of sources from the paper-mad Habsburg bureaucracy, takes a deep dive into the administrative processes and its agents, including the subjects being named. The resulting study portrays the transformation of Jewish life in Galicia in the first fifty years of the Habsburg period (1772–1820) based on the introduction of fixed first and family names in Bukovina, Western and Eastern Galicia, where this process happened differently and in several phases.

The book is told along the historical person of a small trader from Lemberg (L'viv, Lwów), who had four different names in seventeen years, and whose life and afterlife the author has reconstructed skillfully. Nochem, who gave the book its title—the Yiddish form of Nahum, a prophet of the Hebrew Bible—was renamed Nochem Bilker in 1784 from his unknown (traditional) name. In 1787, when the administration Germanized names that sounded too Yiddish, he became “Nochem Waltstein.” In 1802, it was again decided that this sounded too similar to the noble family of Waldstein, and he was renamed “Nochem Balstiner.” Finally, on his deathbed in 1820, he was wrongly registered as “Nochem Boldstirer.”

Yet, in the expanding Habsburg Empire, names were only a minor component of an official control and recordkeeping of the newly acquired population. As the author shows, a fixed surname had previously been of little relevance even in the Christian majority; the measure was therefore not explicitly aimed at Jews. The naming act, usually coinciding with a conscription, was supposed to create a specific body of knowledge about the local population. Previously, Jews were subjected to high taxation through their respective communities as legal entities. However, individual taxation necessitated the clear identification of each subject, resulting in a duplication of the individual on paper (p. 164).

In Galicia, the process of naming differed from Prussia, where it was part of the emancipation of the Jews (p. 414), or Bohemia, also under Habsburg rule, where it was sometimes met with resistance from rabbis (p. 419). A Galician peculiarity was that the choice of German surnames in 1787 arose from an order of the Court Chancellery demanding German first names. The local Galician authorities misinterpreted this as German *surnames*. For the officials, German was a bracket to hold the polyglot and multi-ethnic empire together. Rather than being cultural chauvinists, they considered it the only modern administrative language (p. 223).

Other regional and historical patterns become apparent as well. In Western Galicia's second naming phase from 1787, most frequent were compound names that are considered stereotypically Jewish today, such as Wiesenthal, Schönberg, or Rubinstein, with components from the so-called three kingdoms of nature (animals, minerals and plants). Yiddish-sounding names and family names from toponyms (Posener, Kalischer) were later subject to change, as were names resembling a noble family or perceived as indecent.

It was not until 1804 that records of old and new names were drawn up—as the new names made it difficult to reference the past, for example, in the question of historical liquor privileges (propination). Ironically, making the population legible by naming had also partially blinded the administration, as evidenced by the myriad of requests for Jewish communities to verify their identities.

Last but not least, the author can prove that the legend of derogatory names invented in Habsburg back offices is largely fictitious. In reality, naming commissions almost always consisted of representatives of the authorities and the Jewish self-government, mostly scribes of the Kahal (Jewish communities), and the head of household was present. Bribery for pleasant names or the deliberate assignment of humiliating names was not substantiated by the records. Names that sound pejorative often originated in personal nicknames or harmless concepts that are no longer recognizable as such today.

A masterpiece is the finding that a single Habsburg official by the name of Johann Fidelis Erggelet created a significant proportion of Jewish surnames in Bukovina inspired by names, toponyms, and other terms from his home region in the Black Forest. As

Erggelet was sympathetic to the Jewish population, it is likely that he intended to make the Jewish and Christian populations sound more alike and the Jews thus less identifiable as a minority.

Nochem has what it takes to become a standard work. Beyond its excellent knowledge of source material, Yiddish and Hebrew, the study also sheds new light on names of historical figures such as Dov Ber of Bolechow (Ber Birkenthal) or the family of the L'viv book printer Judith Rosanes, who it turns out was only supposedly Sephardic. The book's name index is therefore also invaluable for genealogists.

A translation into English will hopefully follow, as research on Jewish Galicia is mostly international today.

Leipzig

Jutta Faehndrich

Michał Mencfel: Athanasius Raczyński (1788–1874). Aristocrat, Diplomat, and Patron of the Arts. Aus dem Poln. von Thomas A n e s s i und Małgorzata O l s z a. Brill. Leiden – Boston 2022. XV, 554 S. ISBN 978-90-04-50466-0. (€ 67,41 sowie Open Access.)

Atanazy Raczyński, ein polnischer Aristokrat im Dienste der preußischen Diplomatie, war eine faszinierende Persönlichkeit, die in zwei kulturell unterschiedlichen Realitäten des 19. Jh. agierte: der polnischen und der deutschen. Aufgrund seiner Entscheidung, sich Preußen zuzuwenden, wird Raczyński in der polnischen Geschichtsschreibung negativ dargestellt. In den harten Urteilen seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, für die das Engagement für die „polnische Sache“ ausschlaggebend war, wurde Raczyński als degenerierter Aristokrat, ja sogar als Verräter angesehen, der sich in den Dienst einer Hegemonialmacht gestellt habe, die für den Untergang der Republik mitverantwortlich war. Die Problematik von Raczyńskis Doppelidentität und den daraus resultierenden inneren Konflikt zeigt bereits das Porträt des Grafen von Karl Wilhelm Wach auf dem Umschlag. Darauf ist Raczyński in preußischer Uniform sowohl mit dem polnischen Militärorden *Virtuti Militari* als auch dem um seinen Hals hängenden Orden des Roten Adlers zweiter Klasse, der dem Grafen von Friedrich Wilhelm III. verliehen worden war, abgebildet. Aus welchen Gründen entschied sich der Adlige aus Großpolen, sich in Berlin niederzulassen und sein Schicksal an das Preußens zu binden? Es ist unmöglich, diese Frage zu beantworten, ohne einen genaueren Blick auf Raczyńskis Lebenslauf zu werfen. Dank dem nun in englischer Sprache vorliegenden Buch von Michał Mencfel, der die faszinierende Biografie des Grafen erstmals umfassend und detailliert analysiert hat, werden Raczyńskis Beweggründe besser deutlich, und wir erhalten einen Einblick in die ideologische Zusammensetzung einer bestimmten Gruppe innerhalb der europäischen Oberschicht.¹

Raczyńskis Biografie besteht aus drei Teilen. Der erste Teil „Formation“ beschreibt seine Jugend, seine Persönlichkeit und das Umfeld, das ihn geprägt hat. M. nennt die Persönlichkeiten, die den Grafen in Bezug auf seine Erziehung, Bildung und frühe ideologische Haltung beeinflusst haben. Von maßgeblicher Bedeutung war der Großvater von Athanasius, Kazimierz Raczyński. M. weist auch auf die außergewöhnlich enge Beziehung zu seinem Bruder Edward hin, die er einer interessanten psychologischen Analyse unterzieht. Raczyński sah sich selbst in seiner von glühendem Patriotismus geprägten Jugend

¹ Polnische Fassung: MICHAŁ MENCFEL: Atanazy Raczyński (1788–1874). Biografia, Poznań 2018. Fragmentarische Biografien von Athanasius Raczyński wurden u. a. in folgenden Publikationen veröffentlicht: ANNA DOBRZYCKA: Atanazy Raczyński, in: Wielkopolski Słownik Biograficzny, Warszawa – Poznań 1981, S. 606–607; JOSEPH A. GRAF RACZYŃSKI: Athanasius Raczyński: „Mitglied der europäischen Gesellschaft“, in: KONSTANTY KALINOWSKI, CHRISTOPH HEILMANN: Sammlung Graf Raczyński. Malerei der Spätromantik aus dem Nationalmuseum Poznań, München 1992, S. 11–17; M. PIOTR MICHAŁOWSKI u. a.: Galeria Atanazego Raczyńskiego / Atanazy Raczyński Gallery, Poznań 2005 (Katalog zbiorów Muzeum Narodowego w Poznaniu, 9), S. 37–43.

als einen „Muster-Polen“ („A Model Young Pole“, S. 84). Er nahm an den Kämpfen während der Napoleonischen Zeit teil und widersetzte sich damit dem Willen seines Großvaters, der unter Patriotismus den absoluten Gehorsam gegenüber höheren Mächten verstand und die Interessen seiner Familie über das Wohl des Vaterlands stellte. M. geht hier auch kurz auf die Vergangenheit von Kazimierz Raczyński ein, der aktiv an der preussischen Konföderation von Targowica 1792 beteiligt gewesen war. Athanasius war sich der Abneigung der polnischen Magnaten gegen die Familie Raczyński bewusst und sah auch aus diesem Grund keinen Platz für sich in Warschau (S. 57).

Der zweite Teil des Buches ist Raczyńskis politischer Tätigkeit gewidmet sowie seinen diplomatischen Aufgaben in Kopenhagen, Lissabon und Madrid. M. schildert, wie im Grafen die Entscheidung reifte, sich enger an Berlin zu binden, um so in die Kreise der preußischen Elite hineinzuwachsen. Sein übergeordnetes Ziel war es, das Ansehen und die Stellung der Familie durch eine offizielle Karriere in der höheren Staatsverwaltung zu verbessern. Berlin bot in dieser Hinsicht weitaus mehr Möglichkeiten als Warschau. In diesem Teil der Biografie analysiert der Vf. Raczyńskis konservative Ansichten in Verbindung mit seiner Furcht vor subversiven Kräften wie dem Liberalismus, Jakobinismus oder Republikanismus, welche die Ordnung in Europa verändern könnten. Gerade auch diese Befürchtungen veranlassten den Grafen, sich mit dem konservativen preußischen Hof und der Berliner Monarchie zu verbünden. Neben beruflichen und ideologischen Erwägungen war Berlin zweifelsohne auch ein attraktives Zentrum des großstädtischen Lebensstils der aristokratischen Elite, an dem Raczyński großen Gefallen fand.

Der dritte Teil des Buches befasst sich mit dem am wenigsten umstrittenen Aspekt der Tätigkeit des Grafen – seinem Sammeln, Schreiben und Mäzenatentum. Darin geht M. ausführlich auf die von Athanasius geschaffenen Gemälde und Zeichnungen ein und erläutert seine Ansichten über Wesen und Ziele der Kunst. Schließlich analysiert er Raczyńskis Aktivitäten in diesem Bereich als Autor von Texten über Kunst, Mäzene und Sammler. Besonders erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang Raczyńskis umfangreiche Sammlung spätromantischer Malerei, die schließlich nach Posen (Poznań) gelangte und heute einen wichtigen Teil der Sammlung des dortigen Nationalmuseums bildet.

Das Buch stützt sich auf äußerst umfangreiches, vielfältiges und bislang kaum genutztes Quellenmaterial. Dazu gehören Raczyńskis umfangreiches, französischsprachiges Tagebuch,² seine private Korrespondenz, die Dokumentation seiner diplomatischen Aktivitäten sowie ikonografische Quellen, darunter Zeichnungen und Aquarelle, und die sog. *libri veritatis*, d. h. Bände, in denen R. seine Sammeltätigkeit dokumentierte. Zwei besondere Stärken dieser wissenschaftlichen Veröffentlichung liegen darin, dass sie sich aufgrund ihres gelungenen Schreibstils mit großem Vergnügen lesen lässt und die zugrunde gelegten Materialien gekonnt analysiert werden.

Raczyński war M. zufolge ein Pole, der „throughout his life led a difficult, dramatic and critical dialogue with Polishness“ (S. 235). Es ist nicht das Ziel dieses Buches, die Haltung des Grafen eindeutig zu bewerten. Durch die sorgfältige Analyse der Biografie Raczyńskis erklärt der Autor in gewisser Weise die Motive für dessen Verhalten, die ihn in seinem privaten wie auch offiziellen Leben leiteten, wobei die Grenzen zwischen den beiden Sphären verwischten. Die Ehe mit Anna Radziwiłł war auch ein Element der Familienpolitik und diente – den damaligen Gepflogenheiten gemäß – nicht dem persönlichen Glück, sondern dem Fortbestand der Familie, der Ausweitung ihrer gesellschaftlichen Beziehungen und damit de facto der Festigung der elitären Stellung seiner eigenen sozialen Gruppe. Die Zugehörigkeit zum Adel als der privilegierten Klasse ist zweifellos derjenige Aspekt in Raczyńskis Biografie, der sein gesamtes Wirken bestimmte. Es waren vor allem seine Familie und damit seine eigenen Ambitionen, die seine Entscheidung, nach Berlin zu ziehen, beeinflussten. Wie M. zu Recht feststellt, fand Raczyński im Königreich Preußen

² Deutsche Fassung: JOSEPH A. GRAF RACZYŃSKI (Hrsg.): Noch ist Polen nicht verloren. Aus den Tagebüchern des Athanasius Raczyński 1788 bis 1818, Berlin 1984.

Bedingungen vor, die seinen konservativen Überzeugungen entsprachen und gleichzeitig eine klare Trennung zwischen Adel und Bürgertum bewirkten: „In comparison with most other German and European countries, Prussia offered exceptionally favourable conditions for achieving this objective by creating a new legal, institutional, and moral framework for the traditional noble way of life“ (S. 126). In Anbetracht dieser Prioritäten war die Frage der Nationalität für Raczyński von sekundärer Bedeutung.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das vorliegende Buch eine außerordentlich wichtige Studie über Athanasius Raczyński darstellt – einen der schillerndsten, wenn auch zweideutigen Lebensläufe des 19. Jh. Das Werk berücksichtigt eine Vielzahl an historiografischen Aspekten und kann einen Beitrag zu weiteren Analysen leisten: von der vergleichenden Betrachtung des Lebens polnischer und deutscher Eliten über den europäischen Konservatismus bis hin zu den Akkulturations- und Assimilationsprozessen im 19. Jh. Die Fülle des enthaltenen Materials ist zwar ein unbestreitbarer Gewinn, bedingt aber einen gewissen Mangel an Verweisen auf soziologische oder sozialpsychologische Literatur, die für eine biografische Studie wünschenswert gewesen wären. Es wäre auch interessant, Raczyński durch das Prisma der Ideengeschichte und der Sozialgeschichte zu betrachten und dabei die radikalen Veränderungen im 19. Jh. zu berücksichtigen – die Deklassierung der Magnaten, den Aufstieg des Bürgertums und die Entstehung der *inteligencja* als neuer Akteur in der polnischen Gesellschaft. Bei einem so reichhaltigen Quellenmaterial, das zu einer gewissen Selektivität zwingt, war ein analytischer und vergleichender Ansatz aber wahrscheinlich unmöglich. Dies schmälert in keiner Weise den Wert dieses ausgezeichneten Buches, sondern bleibt ein Forschungspostulat.

Berlin

Milena Woźniak-Koch

Peter Lachmann: „Ich bin ein Spieler, der das Letzte auf eine Hoffnung wagt“. E.T.A. Hoffmann in Warschau 1804–1807. Königshausen & Neumann. Würzburg 2021. 383 S. ISBN 978-3-8260-7450-9. (€ 49,80.)

Im Jahr 2022 jährte sich der Todestag von Ernst Theodor Amadeus Hoffmann zum 200. Mal. Wenngleich das Leben des Schriftstellers, Komponisten und preußischen Beamten Hoffmann inzwischen sehr gut ausgeleuchtet ist, so bildet die Zeit seines siebenjährigen Aufenthalts im preußisch besetzten Polen in den meisten Abhandlungen eine Leerstelle. Diese Lücke zu füllen und nach einer polnischen Dimension in Werk und Biografie Hoffmanns zu fragen, beabsichtigt das zu rezensierende Buch in erster Linie. Der Lyriker, Essayist und Regisseur Peter Lachmann – selbst ein Grenzgänger zwischen der deutschen und der polnischen Sprache – erscheint für dieses Unterfangen genau der Richtige zu sein. Schließlich befasst er sich seit vielen Jahren wissenschaftlich wie künstlerisch mit Hoffmann.

Das Buch ist weniger Monografie als vielmehr Sammlung von Essays und Abhandlungen zu verschiedenen Facetten von Hoffmanns Leben und seinem Werk. Der 1776 im ostpreußischen Königsberg geborene Hoffmann gelangte nach dem Studium der Rechte in den preußischen Staatsdienst. Nach Stationen in seiner Heimatstadt und in Glogau wurde Hoffmann im März 1800 Assessor im seit 1793 zu Preußen gehörenden Posen (Poznań). Nach einer Affäre um Karikaturen, die Hoffmann von seinen Vorgesetzten gezeichnet hatte, wurde er zur Bewährung in die Kleinstadt Plock versetzt. Kurz zuvor hatte er die gebürtige Polin Maria Trzcińska geheiratet. Im Februar 1804 ergab sich für Hoffmann die langersehnte Gelegenheit für einen Umzug nach Warschau, Hauptstadt der 1795 nochmals erweiterten Provinz Südpolen. Etwas mehr als drei Jahre blieb der Beamte an der Weichsel und verbrachte dort eine insgesamt sehr schöpferische Zeit. L. nähert sich seinem Untersuchungsgegenstand auf eine zuweilen sehr unkonventionelle Weise, indem er nach der künstlerischen, beruflichen und psychologischen Prägung Hoffmanns durch Warschau fragt. Diese habe sich womöglich nicht im zahlenmäßigen Ertrag des Künstlers niedergeschlagen, sehr wohl aber Folgen für den weiteren Verlauf seines Lebens gezeitigt.

In 30 Essays, deren Umfang stark variiert (4–30 Seiten), beleuchtet der Vf. Hoffmanns Wohnsituation, seinen Arbeitsalltag bei der Warschauer Kriegs- und Domänenkammer, sein privates Umfeld und nicht zuletzt sein Werk, etwa seine im geteilten Polen um 1800 spielende Novelle *Das Gelübde*. Wenngleich die Erzählung zuweilen etwas sprunghaft ist und dem Buch ein strukturierendes Lektorat gutgetan hätte, so gelingt es L. doch, ein äußerst vielfältiges und faszinierendes Bild von Hoffmanns Warschauer Zeit zu zeichnen. Seine Texte bewegen sich dabei in einem Grenzbereich zwischen Literaturwissenschaft, Geschichtswissenschaft und einer schwer zu definierenden psychologisierenden Annäherung an Hoffmann. Als „literaturabhängiger und intuitiver Künstler“ (S. 7), so L., wolle er sich seinem Gegenstand nähern; auf eine Weise, die eine Revision der bisherigen Forschungen zu Hoffmann und Warschau zur Folge haben solle. Das Ergebnis ist ein Text, der zwischen Wissenschaft und Spekulation mäandert und dessen Methode eines „Wünschelrutengängers“ (S. 8) nach Ansicht des Rezensenten zuweilen zu spekulativen Schlussfolgerungen führt.

Das Buch beginnt mit einer gelungenen Einleitung in den heutigen Warschauer Stadt-raum, in dem sich L. hervorragend auskennt. Warschau habe infolge der deutschen Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg kaum noch etwas mit jenem Ort gemeinsam, den Hoffmann zwischen 1804 und 1807 bewohnte. Fast alle Spuren, die Hoffmann hinterließ, beispielsweise die von ihm gestaltete Wandbemalung in den Räumen der Musikalischen Gesellschaft, sind heute verschwunden. L. appelliert deshalb an das „Einbildungsvermögen“ seiner Leser:innen. Beim Anblick der Orgel in der Kirche der Heiligen Anna etwa wähnt sich der Autor in „indirektem Augenkontakt“ (S. 22) mit Hoffmann, der in Gottesdiensten regelmäßig dieses Instrument gespielt habe. Dem Rezensenten gehen solche Ausflüge etwas zu weit, wenngleich der Fairness halber daran erinnert werden muss, dass L. nach eigenem Bekunden eben keine rein wissenschaftliche Arbeit im Sinn gehabt habe. Dennoch gelingt es dem Vf., das von ihm gesichtete Material zu Hoffmann aus den Bereichen der Literatur-, Theater-, Musik- und Kunstwissenschaft zu einem hoch interessanten Text zu verweben.

Besonders anregend sind die Ausführungen zu Hoffmanns Alltag in Warschau. Nach getaner Arbeit wandte er sich intensiv dem Komponieren und der Aufführung eigener Stücke zu. Wohl nicht ganz uneigennützig setzte er sich deshalb für den Vorschlag eines preußischen Beamtenkollegen ein, in der Stadt einen Ort für Konzertaufführungen zu schaffen. Die 1804 ins Leben gerufene Musikalische Gesellschaft stellte einen außergewöhnlichen Zusammenschluss preußisch-deutscher und polnischer Musikinteressierter dar. Hoffmann brachte sich nicht nur äußerst aktiv bei der Innengestaltung ein, er kümmerte sich als Vorstandsmitglied der Gesellschaft zudem auch um die Bibliothek. Die Musikalische Gesellschaft wurde für Hoffmann in Warschau demnach zu einem Ort des Austauschs mit deutschen und polnischen Musikkennern. Im Mniszech-Palais, dem Sitz der Gesellschaft, führte er auch seine ersten Kompositionen auf. Hoffmann sei, so L., in Warschau vom „Akten- zum Notenmann“ (S. 287) geworden. Die Situation erscheint zunächst paradox: Hoffmann war eines der vielen Gesichter der weitgehend ungeliebten preußischen Herrschaftsbürokratie in Warschau. Außerhalb seiner Arbeitszeit trat er jedoch als „Brückenbauer“ (S. 33) auf, der sich zumindest auf einer bürgerlich-intellektuellen Ebene sehr gut mit den einheimischen Adligen verstand. Hier liegt meines Erachtens eine der Stärken des Buches: L. versteht es, Hoffmann sowohl in seiner Zeit als auch in seinem räumlichen Kontext zu zeigen. Das noch immer vorherrschende und zuweilen etwas holzschnittartige Bild der preußischen Herrschaft über Warschau als ausschließlich negativ und unterdrückerisch wird dadurch um viele Facetten bereichert. Wer sich für deutsch-polnische Geschichte im frühen 19. Jh. interessiert und den Künstler E.T.A. Hoffmann noch einmal auf eine neue Weise entdecken möchte, möge sich in L.s Werk vertiefen. Es lohnt sich.

Emese Lafferton: Hungarian Psychiatry, Society and Politics in the Long Nineteenth Century. Palgrave Macmillan. Cham 2022. XVIII, 443 S. ISBN 978-3-030-85705-9. (€ 109,-.)

The volume under review here addresses several interrelated and less-developed dimensions of historicization: the critical history of psychiatry, the inception of public health in East Central Europe, and the interrelation of welfare policy and nation-building. Choosing the nineteenth century as a timeline to frame her historical reconstruction, Emese Lafferton succeeds in interconnecting public health and psychiatry, as well as the movement from the Ancien Régime to modern, institutionalized, centralized, and professionalized medicine. She recognizes the impact of the long-term competition between two main approaches to historicizing innovation in medicine, namely medical culture and medicalization, and current attempts to bring them together. Historicizing public health through the lens of medical culture, an influential method predominantly developed by French and British historians,¹ involves an exploration of “those complex ways that doctors sought to explain their socio-political universe through bio-medical language.”² The instrumental task of applying a medical culture approach lies in examining the complex factors that provide “the foundation for members of a society to perceive and to interpret health and illness.”³ A medicalization approach has developed within the historicization of medicine and psychiatry in the German-speaking space since the 1960s, exploring the “consolidation of psychiatry as a distinct medical field, along with the description and categorization of the majority of psychiatric disorders that we still recognize today.”⁴ In contrast to a medical culture approach, historicization through the lens of medicalization posits changes in medical practices as imposed from above.

L. most consistently applies a medical culture approach for Chapter 3, “The Bourgeois Family World of the Private Asylum: The Schwartz Enterprise from 1850,” Chapter 4, “The Kingdom in Miniature: Public Mental Asylums from the 1860s,” and Chapter 6, “Fragmenting Institutional Landscape: Alternatives of Specialised Institutions, Colonies and Family Care on the Turn-of-the-Century.” These chapters deal with the complex and internally contradictory dissemination of psychiatric treatment during the second half of the nineteenth century. L. provides a complex view through consistent critical revision of the differences among practitioners’ intentions, legal regulations, and practices. In all three chapters, she creates an impressive picture of the challenges around the acceptance of innovations and the ways in which psychiatrists dealt with them. Her discussion of the innovations introduced by various professional groups, and of the resistance to them on the part of other groups, introduces readers to a remarkable example of Hungarian medical culture with a focus on the institutionalization of psychiatry as a product of negotiation between the state, professionals, and the public. Examining the impact of national literature and theater on the formation of public views concerning mental health, along with a consistent focus on mass media responses to various local innovations, would have rein-

¹ The echo of two most consistent implementations of the medical culture approach (CHRISTOPHER LAWRENCE: *Medicine and the Making of Modern Britain, 1700–1920*, London 1994; ANN LA BERGE, MORDECHAI FEINGOLD: *French Medical Culture in the Nineteenth Century*, Leiden 1994) are recognizable in the introductory part.

² SEAN QUINLAN: *Physical and Moral Regeneration after the Terror: Medical Culture, Sensibility and Family Politics in France, 1794–1804*, in: *Social History* 29 (2004), 2, pp. 139–164, here p. 142.

³ FRANCISCA LOETZ: *Why Change Habits? Early Modern Medical Innovation between Medicalisation and Medical Culture*, in: *History and Philosophy of the Life Sciences* 32 (2010), 4, pp. 453–473, here p. 455.

⁴ VASIA LEKKA: *Mapping the Relations between History and History of Science: The Case of the History of Psychiatry*, in: *Rethinking History* 21 (2017), 4, pp. 606–617, here p. 609.

forced this part of the text with a more nuanced depiction of the public acceptance of psychiatry. The remainder of the book, Chapters 5, 7 and 8, move in a different direction, mostly focusing on medicalization.

Chapter 5, “The University Clinic and the Birth of Biological Psychiatry: Academic Research, Teaching and Therapy from the 1880s,” reconstructs the formation of the medical elite through the creation and promotion of psychiatry as part of medical science. L. convincingly demonstrates the many driving forces behind the institutionalization of the clinical approach as a means for achieving medical power. The addition of a discussion on disseminating sedatives, due to the development of national pharmacology, as a factor in shaping psychiatric taxonomies and medicalization would better bridge this part of book with Chapters 7 and 8, which are not very successful in exploring psychiatric treatment as a part of medicalizing public life.

Chapter 7, entitled “Asylum Statistics and the Psycho-Social Reality of the Hungarian Kingdom,” directly addresses the fact that “the complex analysis of sociological parameters of the mental patient population underlines the differences of the degree of ‘modernisation’ and ‘medicalisation’ among various social groups” (p. 292). L. seeks to deny any connection between the population’s involvement in psychiatric treatment and gender, age, or ethnicity, in favor of emphasizing the role of social status. The methodological instruments based on descriptive statistics, chosen to demonstrate her assertion, which denies the role of intersectionality in the medicalization of public life, are questionable. Considering the fact that an insignificant percentage of the population was treated by psychiatrists, a fact that the author herself brings up, the choice of this strategy is perplexing. Even more puzzling is the further interpretation of statistical data, based solely on a direct comparison among the proportions of different groups of patients. For instance, L. claims that, among patients, the proportion of those who were married exceeded the proportion of single patients (p. 304). But if we take into account the fact that only less than a third of the population was not married, then the conclusion based on a simple comparison of the proportions of patients who are married and not, does not look reliable. It is also not entirely clear why only marriage is considered a criterion for family status—many patients may still have been living with their parents or may have lived with siblings.

Comparable doubts stem from the statements regarding the insignificance of gender-specific data (pp. 302–303). Similarly, seeking to deny the role of ethnicity, L. teeters on the verge of reproducing racial assimilationism. On the one hand, she suggests that, like anthropology, psychiatry “served the integrative function of historical assimilation rather than fulfilling a divisive strategy in ethnic differentiation,” (p. 296). On the other hand, she then attributes to Jews a greater degree of “enlightenment” compared with other population groups, claiming that they possessed a willingness and consciousness that led them to seek psychiatric assistance (p. 307).

The next chapter, “Invading the Public and the Private: The Hygiene of Everyday Life, Shell-Shock and the Politics of Turn-of-the-Century Psychiatric Expertise,” also exhibits some weaknesses. Although in previous chapters, there are a few examples of the author’s uncertain and unclear handling of historical concepts like “alienist,” in the last chapter, the imprecise use of terminology leads one to consider the gaps in the historicization of the main theoretical debates in that period. The position of one of the practitioners is described as the “conciliation of organicist and psychist approaches” (p. 372), and the reader is left to decipher whether the author actually believes the two approaches are in opposition or not. L. combines Darwinism, Lamarckism, and eugenic thinking, ignoring the contention between Darwin’s and Lamarck’s theories of evolution during that period and its role in constructing the very idea of mental health; likewise, the difference between Darwinism and Social Darwinism is elided. These manifold inaccuracies result in a less comprehensive historicization through the prism of medicalization and block the author from developing a comprehensive methodology that would link the analysis of ideas and institutions.

The book's concluding chapter, which primarily represents a summary of the book, also misses the opportunity to discuss the complexities of combining different optics for historicizing ideas and institutions in their interconnection. In the internal methodological conflict of L.'s book, the reader who is familiar with recent attempts to build "glocalized" historical narratives of public health easily recognizes a call for the "demodernization" of historical approaches utilizing medical culture in favor of a more nuanced depiction of the "fruitful dialogue between the discourses of history and history of psychiatry."⁵

Graz

Victoria Shmidt

⁵ Ibid., p.608.

Interkulturalität, Übersetzung, Literatur. Das Beispiel der Prager Moderne. Hrsg. von Dieter Heimböckel, Steffen Höhne und Manfred Weinberg. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 19.) Böhlau. Wien – Köln 2022. 422 S., Ill. ISBN 978-3-412-52364-0. (€ 65,-)

Fruchtbare Diskussionen über das multilinguale, konfessionelle und kulturelle Umfeld der Prager Moderne wurden zuletzt von der Konferenz „Franz Kafka im interkulturellen Kontext“ im Dezember 2016 in Prag initiiert. Nun liegt der Tagungsband zur Folgetagung „Interkulturalität, Übersetzung, Literatur – am Beispiel der Prager Moderne“ im Oktober 2019 in Prag vor, der das Augenmerk auf weitere Autoren richtet und die Bedeutung der Interkulturalität für ihr Leben und Schreiben untersucht. Zudem werden die Aspekte der Vermittlung und Übersetzung von Literatur analysiert.

Während das Faszinosum der Prager deutschsprachigen Literatur und Kultur traditionell entweder mit der Isolationsthese bzw. dem Distinktionsmodell einerseits oder dem Symbiose-Modell andererseits zu erklären versucht wurde, schließen sich die hier versammelten Beiträge keinem dieser Gegensätze an, sondern arbeiten komplexe kulturelle, soziale und sprachliche Interdependenzen heraus.

Zunächst werden diverse interkulturelle Verflechtungen im Werk Franz Kafkas näher beleuchtet. So untersucht Achim Küpper den Zusammenhang von Brücken, Strömen und Abgründen im Werk Franz Kafkas. Im Bild der Brücke, das häufig eine Scharnierfunktion an Ein- oder Ausgängen Kafka'scher Texte übernimmt, erkennt er eine paradoxe Figur des Übergangs, die ein adäquates Beschreibungsmodell von Kafkas Schaffen darstellt. Hansjörg Bay wirft die Frage auf, warum kulturelle Unterschiede nicht tiefer in die von Kafka erzählten Geschichten eingeschrieben sind. Er konstatiert stattdessen eine Verhandlung von Kultur als solcher und der Auflösung aller kulturellen Ordnung und Identität. Manfred Weinberg kritisiert in ironischer Form die „Kafkologie“, die Kafkas Texte durch allegorische Deutung plausibel auszulegen sucht. Kafkas Schriften entziehen sich jedoch jeglicher Form der Interpretation, indem sie prinzipiell die Möglichkeiten des Verstehens von „etwas“ verhandeln und einen grundlegenden Ausbruch aus dem „Denken wie üblich“ darstellen. Ulrich Stadler stellt die strukturelle Verwandtschaft von Kafkas poetischer Prosa und Pablo Picassos kubistischen Bildern um 1912 dar. Beide Künstler greifen den Gegensatz von Präsenz und Repräsentanz auf und subvertieren ihn; beide kennzeichnen eine ausgeprägte Ambivalenz der Bilder. Dieter Heimböckel beschreibt die Wirkungsgeschichte der Dramatisierung von Kafkas *Das Schloss* durch Max Brod für die Bühne in den 1950er Jahren und hinterfragt kritisch den Nutzen oder Schaden solcher Dramatisierungen. Marie-Odile Thirouin untersucht die Einschreibung jüdischer Spurenelemente in Texten von Schriftstellern, die gar keinen oder nur noch einen eingeschränkten Zugang zu ihrem jüdischen Erbe haben, am Beispiel von Franz Kafkas Fragment *Eine Kreuzung* (1917) und erkennt darin eine moderne Form des Marranismus.

Ein zweiter Schwerpunkt zeichnet die spezifische Interkulturalität Prags und der Böhmisches Länder in der Moderne an weiteren, zum Teil auch weniger bekannten Prager deutschsprachigen und tschechischen Schriftstellern nach. Thomas Schneider widmet

sich unter Berufung auf die Psychoanalyse den Übereinstimmungen im Seelenleben der Protagonisten von Paul Leppins *Severins Gang in die Finsternis* (1914) und Hermann Ungars *Die Verstümmelten* (1922/23), denen er eine neurotische Verfassung sowie eine pathologische Sexualität verbunden mit Gewaltphantasien bescheinigt. Annette Teufel untersucht die Anschlussfähigkeit des literarischen Außenseiters Paul Adler an Prag und die Prager Literaturen, indem sie an drei ausgewählten Texten Adlers Vorstellungen von dem Ort und der Funktion des Fremden in der Kultur der „Anderen“ beleuchtet. Yoshihiko Hirano analysiert Gustav Meyrinks Roman *Der Golem* (1915) und den Spiritismus bzw. die Parapsychologie im deutsch-französischen Kontext. Er weist nach, dass die Bezugssysteme des damaligen deutschen und französischen Okkultismus als verborgene Requisiten im *Golem* eingesetzt sind. Andreas Kilcher schildert das Lebensexperiment von Jiří/Georg Mordechai Langer, der von 1913 bis 1918 fast durchgängig bei den Belzer Chassidim lebte und in seinen späteren ethno-literarischen Erzählungen zu einer genuinen Form chassidischer Literatur gefunden hat. Malte Spitz geht der Frage nach, was den Blick des um eine Generation jüngeren Hermann Grab auf seine Geburtsstadt von demjenigen Brods oder Kafkas unterscheidet. So charakterisiert er Grabs vom Leben als Außenseiter in der Diaspora und der intensiven Rezeption Marcel Prousts geprägten intellektuellen Horizont um 1933. Martin Maurach vergleicht Walter Seidls Musikerroman *Anasthase und das Untier Richard Wagner* (1930) mit Thomas Manns *Der Zauberberg* (1924) und *Doktor Faustus* (1947) und beleuchtet am Beispiel der Musik im Spannungsfeld des Gegensatzes Deutschland – Frankreich und der Debatte pro oder contra Richard Wagner das Dilemma der Moderne als Barbarisierung. Jörg Krappmann deutet die Herr-Knecht-Debatte in Paul Kornfelds *Legende* (1917) als Prozess einer Selbsterkenntnis und Selbstvergewisserung, in der er Parallelen zu den asymmetrischen Machtstrukturen zwischen Deutschen und Tschechen in den Böhmischen Ländern seit dem Mittelalter bzw. zur deutsch-tschechischen Konfliktgemeinschaft zieht. Alice Stašková untersucht die Rezeption und Wirkung der in den 1910er und 1920er Jahren populären Philosophie des „Als Ob“ von Hans Vaihinger im Prager Kontext durch Jan Mukařovský, Karel Čapek und Emil Utitz. Alexander Wöll und Anna Lena Klatt interpretieren Vítězslav Nezvals „schwarzen Roman“ *Valérie a týden divů* (1932) als kreative Dekonstruktion der überkommenen kulturellen Traditionen und Sitten der tschechischen Nation sowie als programmatische Schrift und utopische Zukunftsvision, bei der sich der Autor einer Zwischenform aus Surrealismus und Poetismus bedient.

Drei Untersuchungen zu Fragen der literarischen Rezeption und Übersetzung runden den Sammelband ab. Štěpán Zbytovský zeigt auf, wie Walt Whitman im deutschsprachigen Raum außer von der ersten Generation der Expressionisten eher zurückhaltend rezipiert wurde, während seine Verse in der tschechischen Literatur durchweg positiv aufgenommen wurden und der Dichter nach 1918 sogar zu einem Gewährsmann der im neuen Staat aufzubauenden Ordnung avancierte. Steffen Höhn definiert die Anthologie als Zwischenraum verdichteter transkultureller Kommunikation. Von den zahlreichen im Umfeld der Prager Moderne publizierten Anthologien untersucht er sechs von Paul/Pavel Eisner zwischen 1917 und 1932 besorgte Textsammlungen. Eisner hat dabei, bedingt durch die geopolitischen Entwicklungen, seinen Schwerpunkt zunehmend von der deutschsprachigen hin zur tschechischen Leserschaft verschoben. Irina Wutsdorff konstatiert, dass Übersetzung niemals nur in eine Richtung funktioniere, sondern immer auch ihren Ausgangs- und ihren Zielkontext transformiere. Der Frage nach der Motivation und dem Selbstverständnis des Übersetzers beleuchtet sie anhand von Franz Werfels und Emil Saudeks scheinbar unzeitgemäßer Übertragung von Otokar Březinas Lyrikband *Větry od pólů* (1897) als *Winde von Mittag nach Mitternacht* (1920).

Insgesamt legen die Hrsg. und Autoren einen gelungenen, umfangreichen Band mit einem breiten Spektrum an Beiträgen zu bekannten und weniger bekannten Prager Schriftstellern beider Sprachen vor. Freilich liegt auch hier der quantitative Schwerpunkt wie so oft auf Franz Kafka, und die tschechische Perspektive hätte noch umfangreicher sein dür-

fen. Prager Schriftstellerinnen fehlen völlig. Gleichwohl füllt der Band den von ihm vielfach thematisierten Raum des kulturellen „Dazwischen“ auf glückliche Weise aus.

Dresden

Susanne Fritz

Blick ins Ungewisse. Visionen und Utopien im Donau-Karpaten-Raum 1917 und danach. Hrsg. von Angela Ilić, Florian Kühner-Wielach, Irena Samide und Tanja Žigon. Verlag Friedrich Pustet. Regensburg 2019. 304 S., Ill. ISBN 978-3-7917-2995-4. (€ 29,95.)

Die vorliegende Publikation untersucht das Verhalten der politischen, kulturellen und kirchlichen Eliten im „Osten und Süden der habsburgisch geprägten Gebiete“ mit Fokus auf Ungarn und einige Regionen im späteren Staat der Slowenen, Kroaten und Serben. Sie geht auf eine Zusammenarbeit des Münchener Instituts für Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) mit der Universität Ljubljana zurück.

Die Publikation konzentriert sich auf „Visionen der Nachkriegsordnung“ am Ende des Ersten Weltkriegs, besonders „das unmögliche Jahr 1917“ (Jean-Jacques Becker), in dem sich die Auflösung der alten Imperien zwar bereits ankündigte, aber die Zukunft noch offen schien und die später in Paris festgelegte Nachkriegsordnung noch nicht feststand. Die Beiträge sind in drei größere Bereiche aufgeteilt: erstens ephemere Ministaatsbildungen und Gründungspläne von autonomen Gebieten (die Huzulenrepublik, die Republik von Labin, das Heinzenland in Westungarn im Gebiet des späteren Burgenlands); zweitens die Kirchenpolitiken in multiethnischen Gebieten; drittens literarische und publizistische Visionen über sich auflösende politische bzw. soziale Ordnungen (in diesem Abschnitt beschäftigen sich Clemens Ruthner mit apokalyptischen Szenarien in der deutschen fantastischen Literatur, Anja U. Oswald mit der deutschen Presse in der Untersteiermark, Milka Car mit dem kroatischen Schriftsteller Miroslav Krleža und Johann G. Lughofer mit Joseph Roth).

Positiv lässt sich hervorheben, dass die Veröffentlichung Fallstudien über Themen und Gebiete präsentiert, die in der deutschsprachigen Forschung marginalisiert werden. Das gilt für die Geschichte Ungarns sowie für historische Fallstudien über multiethnische Städte und Mikroregionen der ehemaligen Habsburgermonarchie wie Fiume (Rijeka) (Ljubinka T. Karpowicz), Istrien, die Kirchenprovinz Görz (France M. Dolinar), Ljubljana und die Untersteiermark (Tanja Žigon, Oswald) und vieles mehr. Auch die Beiträge über die Kirchen in multiethnischen Grenzgebieten greifen bisher wenig untersuchte Themen auf, die angesichts der Verflechtung der Kirchen mit der Politik auch heute noch von hoher Relevanz sind. Ein Beispiel ist die Darstellung von Lajos Szász über imperialistisch-nationalistische Parolen der Ungarisch-Calvinistischen Kirche im Krieg, ein anderes, gegenteiliges Beispiel ist der Beitrag von Dolinar über die pluralistische Haltung der Görzer Bischöfe gegenüber ihren italienischen, slowenischen und kroatischen Gemeinden. Die Leserin hätte gerne eine grundsätzliche Antwort oder Hypothese auf die Frage erhalten, warum sich die Kirchen manchmal durch die nationalistische Staatspolitik vereinnahmen ließen und in anderen Fällen nicht.

Kritisch ist auf die generell geringe Kontextualisierung der Themen, die durch eine stärkere Berücksichtigung der neueren allgemeinen Forschungsliteratur über den Ersten Weltkrieg erreicht worden wäre, hinzuweisen, was die Einschätzung der Repräsentativität der dargestellten Fallbeispiele erschwert. Welchen Zweck und welche Realisierungschancen hatten die dargestellten Minirepubliken, die entweder nur für eine kurze Zeit bestanden oder sogar bloße Entwürfe blieben? Inwiefern hat die Erfahrung des ersten „totalen Krieges“ neue Dynamiken ausgelöst, vor allem auf der Ebene der interethnischen Beziehungen? Die meisten Beiträge gehen auf diese und andere Fragen, die in der neueren Forschung diskutiert werden, nicht ein. Die Darstellungen der Vorgeschichten der interethnischen Antagonismen vermitteln den Eindruck, als habe der Krieg die vorhandenen Konstellationen nicht wesentlich verändert, sondern lediglich besser sichtbar gemacht. Die Le-

serin hätte an diesem Punkt gern auch Rückbezüge auf die Argumentation Pieter Judsons gelesen, demzufolge die Nationalismen in der Habsburgermonarchie Produkte der Politik gewesen seien und erst der Krieg zur Eskalation der ethnisierten Gewalt geführt habe. Eine ausführlichere und fundiertere Einleitung hätte diese Kontextualisierung leisten können.

Wien

Borbála Zsuzsanna Török

John C. Swanson: Fassbare Zugehörigkeit. Deutschsein im Ungarn des 20. Jahrhunderts. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilian-Universität München (IKGS), Bd. 140.) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2020. 520 S., Ill. ISBN 978-3-7917-3113-1. (€ 34,95.)

Die Makrogeschichte der deutschen Minderheit Ungarns gilt heutzutage als ein weitgehend erforschtes Gebiet sowohl in Ungarn als auch im deutschsprachigen Raum. Das zweibändige Werk von Gerhard Seewann¹ sowie Publikationen u. a. von Ágnes Tóth, Norbert Spannenberger und Ferenc Eiler bieten einen tiefen Einblick in Ereignisse, die vor 1989 für das Publikum kaum zugänglich waren. Zu einigen Kapiteln dieser Vergangenheit, besonders zur Vertreibung nach Deutschland ab 1946, stehen auch mikrohistorische Studien zur Verfügung, während Untersuchungen der *longue durée* auf Lokalebene nur für die sog. Vertriebenenliteratur charakteristisch sind.

John C. Swanson schloss diese Forschungslücke ein Stück weit, als er 2017 sein Werk *Tangible Belonging. Negotiating Germanness in Twentieth-century Hungary* veröffentlichte. S. ist Professor für Geschichte an der University of Tennessee und widmet seine Forschungen Minderheitenfragen, Nationalitäten und Zugehörigkeiten in Mittel- und Osteuropa. Die deutsche Fassung seines Werkes ist nun in der Schriftenreihe des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte im Südosteuropa erschienen.

Im Mittelpunkt der Monografie steht die Geschichte der Gemeinde Máriakéménd, eines Dorfes, den Angaben der amtlichen Volkszählung vom Jahr 1941 zufolge, mit 1248 Einwohner:innen, davon 1168 deutschen Muttersprachler:innen.² Geografisch gehörte das Dorf zur sog. Schwäbischen Türkei, zum größten geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet im südwestlichen Teil Ungarns, wo Deutsche und Ungarn seit den Ansiedlungen im 18. Jh. mit südslawischen und anderen kleineren Bevölkerungsgruppen zusammenlebten. S. beginnt seine Geschichte im späten 19. Jh. und verfolgt die Entwicklungen in der Mikroregion bis zum Jahr 1993, als ein Minderheitengesetz in Ungarn verkündet wurde.

Das Werk lässt sich einerseits als eine detaillierte, wissenschaftlich fundierte Monografie eines Ortes lesen. S. erzählt die Geschichte einer Minderheit in der ungarischen Provinz, die zur Zeit der Jahrhundertwende politisch passiv blieb. Diese Haltung veränderte sich jedoch nach dem Ersten Weltkrieg, teils als Folge der Kontakte zum Deutschen Reich. Kulturelle, später politische Vereine wurden auf Gemeindeebene, auch in Máriakéménd, gegründet. Dies geschah zwar legal, ihre Tätigkeit führte jedoch zum Bruch mit der ungarischen Mehrheit und insbesondere mit den Lokalbehörden. Während des Zweiten Weltkriegs blieb Máriakéménd ebenfalls nicht verschont, ab 1942 begannen Rekrutierungsaktionen in die Waffen-SS, die nach der deutschen Besatzung Ungarns 1944 mit Zwang durchgeführt wurden. Im Spätherbst 1944 erreichte die Rote Armee das Dorf, die als „Wiedergutmachung“ 80 Zivilist:innen aus Máriakéménd zur mehrjährigen Zwangsarbeit in sowjetische Lager deportierte. Diesem Auftakt folgten weitere diskriminierende Maßnahmen gegen die Deutschen: Entrechtung, Entzug der Staatsbürgerrechte, Internierung, Enteignung des Vermögens und ab Januar 1946 die Vertreibung nach Deutschland, die erst Ende 1948 eingestellt wurde. Auch in den kommenden Jahren und Jahrzehnten war die Minderheit massiver Diskriminierung ausgesetzt, die zum Verlust der eigenen Sprache und

¹ GERHARD SEEWANN: Geschichte der Deutschen in Ungarn, Bd. 1–2, Marburg 2012.

² Az 1941. évi népszámlálás. Demográfiai adatok községek szerint [Die Volkszählung vom Jahr 1941. Demografische Daten der Gemeinden], Budapest 1947, S. 13.

Identität führte. Diese Entwicklungen werden im Band ausführlich beschrieben, und dabei stützt sich der Autor auf eine besonders breite Palette an Quellen. Außer ungarisch-, deutsch- und englischsprachiger Fachliteratur hat er zeitgenössische Pressematerialien und Interviews verwendet, ferner Archivakten aus Deutschland, Österreich und aus den Vereinigten Staaten. Darüber hinaus werden Quellen aus ungarischen Sammlungen zitiert, sowohl aus dem Landesarchiv in Budapest als auch lokale Materialien aus Komitats- und Diözesanarchiven, die wegen der Sprache und ihrer eingeschränkten Zugänglichkeit in der nicht-ungarischen Fachliteratur bislang kaum rezipiert worden sind.

S. schreibt andererseits aber nicht nur eine Lokalgeschichte, sondern geht – wie im Titel angedeutet – auch der Frage nach, wie sich das Zugehörigkeitsgefühl zum Staat, zur Nationalität, „Volksgruppe“, „Gemeinschaft“ von Angehörigen einer Minderheit in bestimmten historischen Situationen verändern konnte. Damit liefert er einen Ansatz, der in der historischen Fachliteratur zur deutschen Minderheit Ungarns kaum reflektiert wurde, obwohl er sich bereits bei der Untersuchung einer relativ kurzen Zeitspanne als nützlich erweist. Bei der Volkszählung 1941 bekannten sich viele Menschen freiwillig – öfter allerdings als Folge von manipulativen Fragen – zur deutschen Muttersprache und/oder Nationalität; bei den Zwangsrekrutierungen in die Waffen-SS entschieden deutsche Offiziere und die lokalen Behörden darüber, wer zur „Volksgruppe“ gehört; bei der Deportation in die Sowjetunion hoben sowjetische Soldaten „Personen deutscher Abstammung“ zur Zwangsarbeit aus, des Öfteren auf Grundlage einer Namensanalyse; bei der Vertreibung nach Deutschland wählten wiederum ungarische Kommissionen die Menschen aufgrund der Volkszählungsangaben, oder wegen der Mitgliedschaft in deutschen Vereinen, für die Transporte aus. Sowohl die Zuschreibungen durch Zweit- und Drittpersonen als auch die Selbstidentifikationen variierten ständig, und nur eine so tiefgehende Untersuchung der Hintergründe wie die von S. vorgenommene kann zeigen, dass Zugehörigkeiten ständig mit dynamischen und situativen Entscheidungen verbunden sind.

Das Buch ist mit zahlreichen Fotos illustriert und in einem sehr gut lesbaren Stil fasst. So ist es nicht nur für Leser:innen empfehlenswert, die die Vergangenheit der Region um Máriakémend kennenlernen möchten, sondern liefert auch inspirierende Gedanken für alle, die sich mit Minderheitengeschichte auseinandersetzen möchten. Nach der englischen und deutschen Fassung wünscht die Rezensentin auch dem ungarischsprachigen Publikum eine Übersetzung.

Pécs

Beáta Márkus

Gedächtnisopografien in Grenzräumen. Das Pommernland, Danzig und das Rheinland als trilaterale Kulturregionen. Hrsg. von Miłoslawa Borzyszkowska-Szewczyk, Gertrude Ceppl-Kaufmann, Jasmin Grande und Eliza Szymańska. (Einzerveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 44.) fibre Verlag. Osnabrück 2022. 400 S., Ill. ISBN 978-3-944870-78-6. (€ 58,—)

Erinnerung und Gedenken können sich von Region zu Region und von Kulturraum zu Kulturraum stark voneinander unterscheiden. Wie solche Gedächtnisopografien in trilateralen Grenzräumen aussehen, will der vorliegende Konferenzband mit 18 – in erster Linie literatur- und kulturwissenschaftlichen – Beiträgen untersuchen. Er entstand aus der Tagung „Gedächtnisopografien im Grenzraum. Pomorze und Rheinland als trilaterale Kulturräume“, die vom 15. bis 17. Mai 2015 in Gdańsk stattfand. Der leicht abgeänderte Titel des Bandes präsentiert zusätzlich zu Pomorze und dem Rheinland auch Gdańsk als Schwerpunkt und widmet der Stadt, ebenso wie den beiden Kulturregionen, ein ganzes Kapitel. Die in das Thema einleitende Einführung durch die Hrsg. geht auf diesen Umstand – oder auf die Stadt Gdańsk allgemein – jedoch nicht ein. Ob dies an der zugrundeliegenden Tagung liegen mag, sei dahingestellt; auf jeden Fall verwundert es, dass man dem Kulturraum einerseits einen ganzen Abschnitt widmet, ihn aber andererseits einleitend nicht erwähnt.

Nach dieser Einleitung folgt unter dem Titel „Triangle-Konzept. Ansätze – Reflexionen – Anmerkungen“, ein buntgemischter Abschnitt, der vier sich stark voneinander unterscheidende Themen behandelt. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Roger Vorderregger, der das Konzept der „Trianglizität“ vorstellt, welches im Rahmen eines nicht durchgeführten EU-Projekts unter der Leitung von Gertrude Ceppl-Kaufmann zur Untersuchung von Regionalität in Dreiländerecken entwickelt wurde. Indem der bilateralen Betrachtungsweise die Perspektive eines dritten Anrainerstaates hinzugefügt wird, so der Vf., würden die binären Strukturen der Betrachtungsweise aufgebrochen, wodurch neue Möglichkeiten und Erkenntnisse entstehen könnten. In diesem Kontext müsse aber auch die Grenze neu gedacht werden: nicht mehr als Linie, sondern als Raum. Da jedoch nicht bei jedem Praxisbeispiel eine durchlässige Grenze und somit auch nicht immer ein Grenzraum vorliege, reiche es bei einer Analyse nicht aus, nur den Kulturaustausch zu betrachten, man müsse auch trennende Faktoren wie Alterität und Identität, sowie soziale und politische Fakten mit einbeziehen. V. betont daher völlig zu Recht, dass die Kulturwissenschaften nicht umhinkämen, bei Grenzraumanalysen interdisziplinär zu arbeiten.

Im zweiten Abschnitt setzen sich die Autoren in drei Beiträgen mit bi- und trilateralen Grenzräumen Europas auseinander. Frank Pohle betrachtet den Einfluss, den die Geschichtswissenschaft auf die Bildung einer regionalen Identität im Dreiländereck Deutschland-Belgien-Niederlande hatte. Besonders kritisch sieht er den Einfluss, den die „Westforschung“ der 1920er und 1930er Jahre auf die Wahrnehmung der multikulturellen Grenzregion als „deutsche“ Kulturregion ausübte. Aus einer ostmitteleuropäischen Forschungsperspektive werden hier beim Lesen die Parallelen zu dem Bild vom Osten, das die deutsche Geschichtswissenschaft bis 1945 pflegte, deutlich. P. stellt zunächst in überzeugender Art und Weise dar, wie sich in der Vergangenheit das Paradigma einer vielgrenzigen gegen das einer grenzenlosen Vormoderne durchsetzen musste. Er kritisiert die Diskussionen rund um kulturelle Grenzen in der „Euregio Maas-Rhein“, indem er betont, dass sich längst eine Euregio-Identität etabliert habe, die gleichzeitig Grenzen überschreite, ausblende und doch affirmiere.

Die restlichen Abschnitte befassen sich mit den Gedächtnisräumen der im Titel genannten Regionen, wobei sich fünf Beiträge mit Pomorze und jeweils drei Beiträge mit dem Rheinland und Gdańsk auseinandersetzen. Felicitas Söhner betrachtet deutsch-polnische Erinnerungsorte für die NS-Verbrechen im Bereich der Psychiatrie am Beispiel der im damaligen deutsch-polnischen Grenzraum liegenden Orte Piaśnica, Kocborowo und Świecie. Erinnerungsorte, so S., erinnern nicht nur an Historisches, sondern können „als Werkzeuge einer ideologischen Rekonstruktion“ (S. 237) auch identitätsbildend sein. Wie erinnert wird, ergibt sich nicht nur aus dem Vergangenen, sondern bildet auch den gesellschaftlichen Diskurs zum Zeitpunkt der Entstehung des Gedenkortes ab. Daher sei bei einer vergleichenden Analyse von Gedächtnisorten auch immer der Kontext der Entstehung sowie die Zielsetzung der Schaffenden zu beachten. Die Vf. bedauert zu Recht, dass die untersuchten Gedächtnisorte über ihre Region hinaus viel zu wenig bekannt seien.

Für den Gedächtnisraum Gdańsk ist insbesondere der Beitrag von Eliza Szymańska hervorzuheben. Sie betrachtet das Theater als Gedächtnisraum und analysiert zwei Aufführungen des Gdańsker Theaters Wybrzeże unter dem Konzept der „verdinglichten Vergangenheit“ nach Aleida Assmann. Sie betont die Relevanz des Theaters als Gedächtnisraum, da es gerade auch in Gdańsk Begegnungsort verschiedener Kulturen sei. Es treffen hier polnische, deutsche, jüdische und kaschubische Einflüsse aufeinander. Am Beispiel der Aufführungen *Tod in Venedig* – einer Roman-Adaption von Stefan Chwin – und des Dramas *Der Stein* von Marius von Mayenburg, deren Handlungen von Venedig bzw. Dresden nach Gdańsk verlegt wurden, sucht Sz. die in den für die Inszenierung verwendeten Gegenständen – z. B. Bühnenbild und Requisite – gespeicherten Erinnerungen und analysiert deren Funktion und Bedeutung. Die analysierten Gegenstände würden als Erinnerungsspeicher Verbindungen nicht nur zwischen dem Vergangenen und dem Jetzt, sondern auch zwischen einzelnen Kulturen schaffen. Selbst wenn das Vergangene nicht mehr

präsent sei, bleibe die Erinnerung daran doch in den Gegenständen gespeichert. Sz. schließt ihren Beitrag mit der Aufforderung, die Palette der in Gdańsk spielenden Dramen um ein Stück zu erweitern, in dem sich die kulturelle Vielfalt der Stadt und des Kulturraums widerspiegelt.

Der Band ist ebenfalls interessant, weil er sich mit der auch für die ostmitteleuropäische Geschichtsforschung so bedeutenden Region Pomorze befasst. Es ist wichtig, in diesem Kontext stets die Problematiken der deutschen Geschichtsforschung der letzten Jahrhunderte zu reflektieren, insbesondere in Bezug auf Stereotypen der „deutschen Ostsiedlung“ im Mittelalter. Negativ hervorzuheben ist deswegen aber auch der Titel des Konferenzbandes: Sich für die deutschen Bezeichnungen von „Pomorze“ und „Gdańsk“ zu entscheiden, impliziert ein „Deutschtum“, das so nicht existiert und der heutigen Zeit nicht mehr angemessen ist. Da diese Namensgebung bei der zugrunde liegenden Tagung nicht gewählt wurde, stellt sich die Frage, was die Hrsg. dazu veranlasst haben mag. Sehr interessant ist die Bandbreite an Themen und Disziplinen, die hier vorgestellt werden. Es wäre jedoch wünschenswert gewesen, dem Band noch ein klares Resümee anzufügen, um die thematisch breitgestreuten Beiträge zu verbinden.

Alles in allem liest sich das Buch sehr gut. Seine Beiträge präsentieren viele Möglichkeiten, trilaterale Grenzräume zu analysieren, und sind daher eine wichtige Ergänzung für die Grenzraumforschung. Der Sammelband als Ganzes kann, gerade in Bezug auf Ostmitteleuropa, als wertvolles Sammelwerk für Kultur- und Erinnerungsgeschichte in Deutschland und Polen verstanden werden. Abschließend bleibt festzuhalten, dass der Sammelband versucht, das interessante Forschungskonzept der Trilateralität als Methode zu etablieren. Er lädt die ostmitteleuropäische Geschichtsforschung dazu ein, den Ansatz auf andere Grenzregionen zu übertragen, beispielsweise mit einer Untersuchung des polnisch-ukrainisch-belorussischen Dreiländerecks oder des Multikulturraums Kaliningrad.

Kiel

Josephine Meyer

Susanne Keller-Giger: Carl Kostka und die Deutschdemokratische Freiheitspartei in der Tschechoslowakei der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Verlagsbuchhandlung Sabat. Kulmbach 2021. 277 S., Ill. ISBN 978-3-943506-96-9. (€ 24,95.)

Die vorliegende Dissertation ist konzipiert als Chronologie der Deutschdemokratischen Freiheitspartei (DDFP) in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit und – darin verwoben – als Biografie ihres letzten Vorsitzenden, des Reichenberger Bürgermeisters, Senators und Ersten Sekretärs der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer, Carl Kostka (1870–1957). Susanne Keller-Giger erklärt diesen Ansatz damit, dass Größe und Bedeutung der Deutschliberalen als Partei im Vergleich etwa zur Deutschen Sozialdemokratischen Partei oder dem Bund der Landwirte relativ marginal war und gleichzeitig die Quellenüberlieferung sowohl zur Partei als auch zu Kostka äußerst lückenhaft ist. Wie sie in ihrer instruktiven Einleitung ausführt, ist eine umfassende Betrachtung der DDFP im Kontext der deutschen aktivistischen Parteien der Tschechoslowakei dennoch lohnenswert, weil zu ihr herausgehobene Persönlichkeiten wie Ludwig Spiegel oder eben Kostka gehörten. Letzterer habe „ab 1935 sowohl auf regionaler wie auf Staatsebene in einem Maß Einfluss zu nehmen [versucht], das weit über die politische Bedeutung der Partei hinausging“ (S. XI). Der schmalen archivalischen Überlieferung zur DDFP und dem Verlust des Kostka-Nachlasses in der Moldau-Flut von 2002 ist es geschuldet, dass sich das zu rezensierende Werk insbesondere auf Parteiorgane und ihr nahestehende Presseerzeugnisse stützt, wie die *Bohemia*, die *Reichenbacher Zeitung* und die bislang in der Forschung wenig beachteten *Demokratischen Stimmen*. Neben dem Bundesarchiv wurden in den tschechischen Staatsarchiven in Prag (Praha) und Reichenberg (Liberec) insbesondere Polizeiberichte des tschechoslowakischen Innenministeriums, weitere Presseberichte sowie die editierten deutschen Gesandtschaftsberichte mit Bezug zur DDFP ausgewertet. Kostkas

Schwiegertochter stellte zudem für die Zeit nach 1945 einige weitere Dokumente zur Verfügung.

Eine lückenhafte Quellenüberlieferung lässt sich mitunter durch eine tiefergehende Analyse des Vorhandenen unter Zuhilfenahme der umfangreichen Forschung zum Thema kompensieren. Leider fußt die Arbeit nur begrenzt auf tschechischsprachiger und darüber hinaus internationaler Forschung, die in den letzten 30 Jahren auch zum deutschen Parteienwesen in der Tschechoslowakei und insbesondere der „Nationalitätenfrage“ differenzierte Erkenntnisse geliefert hat. Das ist bedauerlich.

Das vorliegende Werk beginnt mit einer Einleitung, die eine Darlegung des Aufbaus, methodische Überlegungen, den Forschungsstand und Anmerkungen zu zentralen Begriffen und Abkürzungen enthält. Es schließen sich vier chronologisch angeordnete Überkapitel (Erster Weltkrieg bis 1928; 1928 bis 1935; 1935 bis März 1939; 1939 bis 1957) sowie ein Abschlusskapitel mit Schlusswort, Danksagungen und dem Quellen- und Literaturverzeichnis an. Das dritte Kapitel zum Zeitraum von den letzten Parlamentswahlen der Ersten Republik 1935 bis zur Zerschlagung der Zweiten Tschechoslowakischen Republik im März 1939 bildet allein schon vom Umfang her mit 150 Seiten den inhaltlichen Schwerpunkt des Buches.

Zur DDFP erfahren wir, dass sie in der Tradition der vor 1918 gesamthabsburgisch organisierten Demokratischen Partei stand, deren Mitgliederschaft auf dem Gebiet der Tschechoslowakei weitgehend erhalten blieb. Es handelte sich vorwiegend um Angehörige des „gehobene[n] deutschen Bildungsbürgertums“ (S. 7), wohingegen Handwerker und Gewerbetreibende kaum vertreten waren. In den ersten beiden Kapiteln wird die Entwicklung der Partei vom anfänglichen Negativismus, also der Ablehnung der Tschechoslowakei als Staat und der Weigerung, sich an seinen politischen Institutionen zu beteiligen, hin zu einer vergleichsweise frühen Wendung zum Aktivismus nachgezeichnet. Die Schilderungen beinhalten Bündnisbestrebungen innerhalb des deutschen Parteienspektrums und zeichnen die wechselnde Rolle der Deutschliberalen im Kontext der deutschen aktivistischen Parteien nach. Kostka selbst wirkte im tschechoslowakischen Senat und kommt in ausgiebigen (mitunter seitenlangen) Quellenzitaten selbst zu Wort.

Diese Auszüge werden zwar durchaus eingeordnet, dennoch hätte sich der Rezensent an manchen Stellen mehr analytische Tiefe und mitunter einen distanzierteren Umgang mit den Quellen gewünscht. Hier wirkt sich die nicht eingearbeitete breitere Forschung zu den tschechisch-deutschen Beziehungen aus, in der gezeigt werden konnte, dass der „Nationalitätenkampf“ in seiner Schärfe von den Zeitgenossen – gerade auf politischer Ebene – oftmals überhöht dargestellt wurde. Da das vorliegende Werk sich jedoch weitgehend auf Presseorgane der Deutschliberalen selbst stützt, wird deren Perspektive zu selten gebrochen bzw. infrage gestellt. Dabei war es der Zeitgenosse Kostka selbst, der in einer vielbeachteten Rede im tschechoslowakischen Senat am 9. März 1938 feststellte, dass die Lage der deutschsprachigen Bevölkerung keineswegs so fatal sei, wie von ihren Kritikern behauptet (S. 147 f.).

Insbesondere das „Hauptkapitel“, in der das Ringen der DDFP und Kostkas gegen ihren Bedeutungsverlust durch das Aufkommen der Sudetendeutschen Heimatfront bzw. Sudetendeutschen Partei beschrieben wird, zeichnet die mitunter als „Sisyphusarbeit“ empfundene Arbeit der aktivistischen Parteien durch die Heranziehung der wenigen noch vorhandenen Quellen in anschaulicher Weise nach. Die Abschnitte zu Kostkas Verfolgung durch die Nationalsozialisten und der mühsamen Wiedererlangung der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft nach dem Krieg sind durch die quellengesättigte Darstellung spannend zu lesen.

So bietet die Studie dank dem akribischen Zusammentragen der wenigen Quellen zu Kostka und der DDFP neue Erkenntnisse zum deutschen Aktivismus und generiert dadurch ihren Wert für die Forschung.

Dresden

Sebastian Ramisch-Paul

Marcin Przegiętka: Akcja Gestapo przeciwko polskiej inteligencji w rejencji ciechanowskiej. Aresztowani i deportowani do obozów koncentracyjnych w III Rzeszy w kwietniu 1940 roku. [Die Gestapo-Aktion gegen die polnische Intelligenz im Regierungsbezirk Zichenau. Die im April 1940 festgenommenen und in die KZ im Dritten Reich eingewiesenen Personen.] Instytut Solidarności i Męstwa im. Witolda Pileckiego. Warszawa 2020. 458 S. ISBN 978-83-66340-31-2. (PLN 42,-.)

Der Regierungsbezirk Zichenau ist in der aktuellen Geschichtsforschung keineswegs eine *terra incognita*. Diese im Herbst 1939 in die Provinz Ostpreußen eingegliederte Verwaltungseinheit zog schon mehrmals die Aufmerksamkeit von polnischen und deutschen Historikern auf sich. Das große Interesse an diesem deutschen Besatzungs-konstrukt belegt der 2021 erschienene Sammelband *Ostpreußens Kriegsbeute*,¹ der aus einer Tagung des Deutschen Historischen Instituts in Warschau im Jahr 2017 hervorging.² Die Ausrichtung der darin publizierten Beiträge lässt vermuten, dass dieses Interesse auf der außergewöhnlich guten Quellenlage beruht. Im Gegensatz zu nahezu allen anderen polnischen Gebieten unter deutscher Besatzung liegt für den Regierungsbezirk Zichenau eine umfangreiche Überlieferung von Gestapo-Akten vor.

Auch die hier rezensierte Monografie von Marcin Przegiętka basiert hauptsächlich auf diesem Quellenkorpus. Der Historiker des Instituts für Nationales Gedenken verfasste sie im Rahmen des vom Pilecki-Institut geförderten Forschungsprogramms „Polnisches 20. Jahrhundert. Neue Perspektiven“. Das Buch, wie sein Titel schon verrät, handelt von dem Vorgehen der Gestapo gegen die polnische Intelligenz im April 1940. Es setzt sich zum Ziel, nicht nur das Schicksal der einzelnen Opfer zu rekonstruieren, sondern anhand einer repräsentativen Auswahl an Fällen die „Präventivmaßnahmen zur Bekämpfung von Widerstandskaktionen der polnischen Intelligenz“, wie die Aktion in der NS-Sprache offiziell hieß, in ihrer gesamten Breite darzustellen.

In der Einführung erläutert P. den Forschungsstand, die Quellenlage und die Methodik. In mehreren Publikationen wird die „Gestapo-Aktion“ irrtümlicherweise als Teil der „Außerordentlichen Befriedungsaktion“ (bekannt als AB-Aktion) zur Bekämpfung polnischer Intelligenz im Generalgouvernement angesehen, wofür der Vf. jedoch keine Veranlassung sieht (S. 16). Im methodischen Teil beschränkt er sich auf die Nennung seines Forschungszieles und stellt die berechnete Frage, ob die betreffende Aktion tatsächlich „nur“ die sog. Intelligenz umfasst habe. Es ist schade, dass P. das Spezifikum der Gestapo-Akten nur beiläufig erwähnt und die methodische sowie ethische Herausforderung bei der Auswertung dieser Quellen nicht ausreichend reflektiert – handelt es sich doch um „Täterakten“, in denen die nichtdeutsche Bevölkerung nahezu ausschließlich in rassistisch-ideologischer Sichtweise in Erscheinung tritt. Fraglich ist z. B. die Auswertung von Formularen zur Verlängerung der „Schutzhaft“ als Nachweis des Verbleibs eines Häftlings im KZ, da diese auch im Falle seines Todes pauschal fortgeführt wurden.

Das erste Kapitel führt die Leser in die Politik der Besatzer gegen die polnische Bevölkerung ein. Der Schwerpunkt wird hierbei auf die *inteligencja* gelegt, die bei den NS-Funktionären aufgrund ihres vermeintlichen Widerstandspotenzials als ausgesprochen feindliche Bevölkerungsschicht angesehen wurde. P. arbeitet die volkstumspolitischen Einsichten der NS-Bewegung in Bezug auf Polen heraus und schildert den Gebrauch des Begriffes „Intelligenz“ im Kontext der Besatzungspolitik. Er kommt zu dem Schluss, dass der Terminus nicht so sehr gebildete Menschen bezeichnete, sondern vielmehr Personen mit einem besonderen sozialen und politischen Engagement (S. 40). Das zweite Kapitel verfolgt ebenfalls eine überregionale Perspektive und bietet einen Überblick über die deut-

¹ Ostpreußens Kriegsbeute. Der Regierungsbezirk Zichenau 1939–1945, hrsg. von CHRISTHARDT HENSCHEL, Osnabrück 2021.

² Die deutsch-polnische Tagung fand unter dem Titel „Ostpreußen in Polen? Der Regierungsbezirk Zichenau unter deutscher Besatzung 1939–1945“ statt: <https://www.hsokult.de/event/id/event-83899?language=en> (14.02.2023).

schen Repressionen gegen die polnischen Eliten. Man erkennt, dass diese Aktion kein Sonderfall der Region Zichenau war, sondern ihre Äquivalente auch in anderen besetzten Gebieten der Polnischen Zweiten Republik hatte, wie etwa in der Provinz Oberschlesien.

Im dritten Kapitel befasst sich P. mit dem Regierungsbezirk Zichenau und analysiert die Funktionsweisen des NS-Unterdrückungsapparates. Dabei konzentriert er sich keineswegs nur auf die Politik gegenüber den ethnischen Polen, sondern beschreibt die Verfolgung der Juden und die Anwerbung von Volksdeutschen. Ferner rekonstruiert er detailliert die Geschichte der Zichenauer-Gestapo, ergänzt um Biogramme der wichtigsten Funktionäre. Abschließend widmet der Autor seine Aufmerksamkeit der Gerichtsbarkeit und den Gefängnissen. Auch wenn ein Zwischenfazit fehlt und stattdessen unmittelbar nach dem Zitat eines Zeitzeugen das nächste Kapitel beginnt, so wird deutlich, dass die Bevölkerung der Region Zichenau dem NS-Terror in ähnlicher Weise ausgesetzt war wie die Menschen in den übrigen okkupierten Gebieten.

Im vierten Kapitel geht es um die Festnahmen durch die Gestapo. Zunächst wirft P. die Frage nach der Beteiligung der zivilen Verwaltung auf und bejaht diese bezüglich der lokalen NS-Justiz (S. 112). Zudem stellt er fest, dass die Initiierung der Aktion vom April 1940 vom Reichssicherheitshauptamt ausging (S. 116) und kein Alleingang der Gauleitung war. In diesem Kapitel widmet der Vf. seine Aufmerksamkeit dem logistischen Ablauf der Verhaftungen, die er recht einfühlsam anhand von zeitgenössischen und retrospektiven Berichten der Betroffenen schildert. Deren Stimmen werden in gelungener Weise stets auf die Informationen aus den NS-Dokumenten bezogen, obwohl an manchen Stellen die Quellennachweise zu fehlen scheinen (z. B. S. 125).

Im letzten Kapitel bemüht sich der Autor um eine Typologie der Verfolgung. Es handelte sich um etwa 850 Personen, die er in folgende Kategorien gliedert: Verhaftete, versehentlich Verhaftete, in ein KZ Eingewiesene, aus einem KZ Entlassene, Personen, die sich vergeblich um eine Freilassung bemühten, sowie im KZ Verstorbene und Ermordete. P. befasst sich intensiv mit den Kriterien, nach denen einzelne Personen innerhalb von ein paar Tagen brutal aus ihrem ohnehin schweren Alltag herausgerissen und in Gefängnisse gebracht wurden. Er analysiert hierfür die soziale Stellung von Betroffenen und nimmt ihre Netzwerke unter die Lupe. Diese kamen besonders bei den Bemühungen um eine Freilassung zum Einsatz. Außerdem zeigt P., dass auch Minderjährige als Angehörige der *inteligencja* betrachtet und im Rahmen der Aktion festgenommen wurden, wie etwa der 17-jährige Gymnasiast Józef D., der infolge der „Gestapo-Aktion“ knapp 5 Jahre lang im KZ Dachau inhaftiert war (S. 159).

Neue Erkenntnisse erbringt die Analyse von Freilassungen aus den KZ, die aufgrund entweder mangelnden Nutzens für das Besatzungssystem oder nichtpolnischer Staatsangehörigkeit erfolgten. In der Zusammenfassung bringt P. die Ergebnisse seiner Untersuchung knapp und verständlich auf den Punkt. Die Aktion der Gestapo vom April 1940 sei als ein Terrorinstrument gegen die gesamte polnische Bevölkerung zu verstehen. Das Buch endet hier jedoch noch nicht, sondern bietet noch einen mehr als 200 Seiten umfassenden Anhang. Dieser besteht aus sechs Tabellen (wobei Tab. 5 mit detaillierten Angaben zu den einzelnen Festgenommenen den weitaus meisten Platz einnimmt) und einem Personenregister.

P. rekonstruiert in seiner Studie zahlreiche Schicksale, von Frauen wie Männern, Jungen wie Alten. Es verwundert etwas, dass er hierfür nicht auch die Überlieferung aus den „Arolsen Archives“ genutzt hat, die schon seit Längerem größtenteils online verfügbar sind. Ebenso hat er darauf verzichtet, in den Gedenkbüchern der KZ-Gedenkstätten zu recherchieren, weshalb einige seiner Angaben zu den untersuchten Biografien unvollständig bzw. falsch sind. Ohne großen Aufwand lässt sich z. B. das Schicksal des Konditorhelfers Stanisław Z. klären, der am 23. Februar 1942 im KZ Dachau verstarb,³ über den P. jedoch

³ Arolsen Archives, Häftlingskartei von Stanisław Z., <https://collections.arolsen-archives.org/de/document/10378580> (14.02.2023).

schreibt: „Das Schicksal von Z. ist leider unbekannt“ (S. 147). Ethische Bedenken könnte die Entscheidung des Autors hervorrufen, jeweils den vollständigen Namen der erwähnten Personen zu nennen, unabhängig davon, ob es um Täter, Opfer, *bystander*, Todesopfer oder eventuell noch lebende Menschen geht.

Trotz dieser kleinen Monita liefert P. mit seiner mikrohistorischen Betrachtung relevante Erkenntnisse, die Aussagen zur Struktur des gesamten Besatzungssystems erlauben. So offenbart die Studie die Ambivalenzen des Begriffes „Intelligenz“, den die Besatzer sehr breit verstanden und beliebig erweitert haben. Wie der Vf. in seiner Zusammenfassung feststellt, stammte ein Drittel der bei der „Intelligenz-Aktion“ festgenommenen Polinnen und Polen aus dem Arbeitermilieu. Das hier rezensierte Buch kann somit als wichtiger Beitrag auch zur Sozialgeschichte der Besatzungsherrschaft betrachtet werden.

Halle

Katarzyna Woniak

Catholic Church in Lower Silesia against Communism (1945–1974). Hrsg. von Kazimiera Jaworska. (Eastern and Central European Voices, Bd. 4.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2021. 280 S., Ill. ISBN 978-3-525-57337-2. (€ 85,–.)

Angesichts der Fülle an Literatur über die Nachkriegsgeschichte Schlesiens könnte der Eindruck entstehen, dass dieses Geschichtskapitel minutiös erforscht worden sei. Dieses Urteil ließe sich scheinbar auch auf die Lage der katholischen Kirche in Niederschlesien ausweiten, da sich die polnischen (Kirchen-)Historiker sehr ausführlich mit dem Aufbau kirchlicher Strukturen im Erzbistum Breslau befasst haben. Die tatkräftige Aufbauleistung des aus Oberschlesien stammenden Oberhirten Bolesław Kominek, seit 1956 als Weihbischof in Breslau (Wrocław), seit 1962 Titularerzbischof, 1972 zum ersten Erzbischof der neuen, polnischen Erzdiozese ernannt, 1973 zum Kardinal kreiert, ist in der Fachliteratur bereits sehr gut ausgearbeitet worden. Dennoch lässt sich die eingangs gestellte Hypothese nach der Forschungsüberfülle nicht aufrechterhalten, wie die vorliegende Publikation beweist.

Das von der an der Päpstlichen Theologischen Fakultät in Breslau lehrenden Professorin Kazimiera Jaworska, einer Spezialistin im Bereich der Nachkriegsgeschichte der katholischen Kirche in Niederschlesien, vorgelegte Sammelwerk arbeitet die Aufbauleistung des polnischen Klerus auf. Diese Pionierarbeit musste unter widrigen Umständen geleistet werden. Wie der Titel bereits signalisiert, befand sich die Kirche im steten Kampf gegen das sozialistische Regierungssystem. Während die deutsche Bevölkerung nahezu gänzlich vertrieben worden war, wurde in diese polnischen „Westgebiete“ zwangsumgesiedelte Bevölkerung aus den polnischen Ostgebieten, insbesondere aus dem Umland Lembergs (L'viv, Lwów), nach Schlesien transferiert. Der polnische Klerus musste gegen zahlreiche Widerstände kämpfen: Die zerstörte Gebäudeinfrastruktur musste wiederhergestellt werden, das sozialistische Regime bemühte sich, in diesen Gebieten eine neue, säkulare Gesellschaft aufzubauen. Schließlich musste sich die Kirchenleitung auch Ängsten innerhalb der Bevölkerung und selbst des Klerus stellen, denn angesichts des staats- und kirchenrechtlichen Provisoriums rechnete die polnische Bevölkerung stets mit der Rückkehr der Deutschen. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass die Oder-Neiße-Linie erst 1991 als völkerrechtliche Staatsgrenze anerkannt wurde (der 1970 von der Regierung Brandt unterzeichnete Warschauer Vertrag war hingegen keine völkerrechtliche Grenzankennung), während die deutschen Ostdiözesen bis 1972 als zu Deutschland zugehörig galten. Gemäß den Bestimmungen des Reichskonkordats von 1933 durfte der Heilige Stuhl deutsche Diözesen nicht einseitig aufheben bzw. deren Grenzen verändern, ohne eine ausdrückliche Genehmigung der Reichsregierung (nach 1949: der Bundesregierung) eingeholt zu haben. Erst der im Mai 1972 vom Deutschen Bundestag ratifizierte Warschauer Vertrag galt als eine Zustimmung der Bundesregierung zur Neuzirkumskription der Bistumsgrenzen. Damit waren die polnischen Oberhirten in Breslau bis 1972 lediglich Administratoren, d. h., sie verfügten nicht über die Jurisdiktionskompetenzen eines Ortsbischofs (Erzbischofs),

sondern waren lediglich interimistische Verwalter im Rang eines Weihbischofs. Zwischen 1945 und 1972 blieb der erzbischöfliche Stuhl in Breslau somit kirchenrechtlich unbesetzt. Damit waren die kirchlichen Hierarchen der kommunistischen Propaganda ausgesetzt, die sie als antipolnische Agitatoren verunglimpfte.

Der Sammelband untersucht unterschiedliche Aspekte des kirchlichen Lebens in Niederschlesien. Der gewählte Zeitrahmen bewegt sich entlang der Amtszeit der ersten drei polnischen Breslauer Oberhirten: des Apostolischen Administrators Karol Milik (1945–1951), des Kapitelsvikars Kazimierz Lagosz (1951–1956) und des Weihbischofs/Titularerzbischofs Bolesław Kominek. Mit dem plötzlichen Tod Komineks 1974 schließt die Publikation ab.

Die größte Stärke des vorliegenden Buches ist die quellenbasierte Vorgehensweise der sechs Beiträge. Die Hrsg. und ihre fünf Mitautoren, namhafte Spezialisten aus dem Bereich der Kirchengeschichte, haben umfangreiches Quellenmaterial, überwiegend aus staatlichen Archiven, ausgewertet und präsentieren neue Detailerkenntnisse zu den Staat-Kirche-Beziehungen und zu den von den Oberhirten umgesetzten Maßnahmen.

Zunächst untersucht der Kirchenhistoriker und emeritierte Bischof von Gleiwitz, Jan Kopiec, den Kampf des stalinistischen Regimes unter Parteichef Bolesław Bierut gegen die katholische Kirche in Niederschlesien. Zu den Tiefpunkten dieser Auseinandersetzung gehörte die Verhaftung und Internierung des Primas Stefan Kardinal Wyszyński und die Zwangseinsetzung regimetreuer Kapitelsvikare, u. a. von Kazimierz Lagosz in Breslau. Daran schließt sich die Untersuchung von Jaworska an, die sich mit Komineks Tätigkeit 1956–1974 beschäftigt. Grzegorz Sokołowski, ebenfalls Breslauer Fakultätsprofessor, zeigt minutiös auf, wie schwierig der Aufbau der Theologischen Fakultät in Breslau war. Am Beispiel des Männerordens der Salvatorianer, der in Trebnitz (Trzebnica) seine seelsorgerische Tätigkeit aufnahm, greift der Salvatorianerprofessor Bogdan Giemza in seiner Studie ein von der Forschung wenig beachtetes Thema auf: die staatlichen Repressionen gegen die katholischen männlichen Ordensgemeinschaften in Niederschlesien, die sich in besonderer Weise um den Neubau von Kirchen verdient gemacht haben. Als Pendant untersucht die Lubliner Historikerin Agata Mirek die Situation der dortigen Frauenorden, die in der stalinistischen Epoche (1945–1956) ähnlichen Repressionen ausgesetzt waren. Dabei verlässt die Autorin die Grenzen Niederschlesiens und weitet ihren Blick auch auf den oberschlesischen Teil der Oppelner Umgebung aus. Den Abschluss bildet eine religionspädagogische Studie von Krzysztof Borecki über die schwierige Organisation des katholischen Religionsunterrichts, der nicht an Schulen, sondern in den Pfarrräumen erfolgen musste und ebenfalls Unterdrückungsmaßnahmen ausgesetzt war.

Die Herausgabe des Sammelbandes in einem deutschen Verlag zeugt von der Absicht, dieses Thema auch einem Publikum außerhalb Polens zugänglich zu machen. Angesichts der Detailfülle der Studien, der Publikation auf Englisch und des hohen Kaufpreises wird das Buch eher bei Schlesienhistorikern auf Interesse stoßen. Dabei prägt das polnische Narrativ die historische Interpretation insbesondere in den strittigen Punkten, die nur angedeutet werden. Die kirchenrechtliche Legalität der Amtshandlung von Primas Hlond im Sommer 1945, einen polnischen Apostolischen Administrator in Breslau einzusetzen, obwohl der deutsche Kapitelsvikar Ferdinand Piontek der ordnungsgemäße Interimsnachfolger des verstorbenen Erzbischofs Adolf Bertram war, wird auf beiden Seiten der Oder und Neiße bis heute unterschiedlich bewertet. Der Heilige Stuhl hatte diesbezüglich eine klare Position vertreten. So reicht es nicht, beschönigend festzustellen: „the German circles, which did not accept the political and demographic changes and cherished hopes that the Polish administration of these territories was only provisional“ (S. 14 f.). Ähnlich verhält es sich mit der als unumstößlich geltenden und auch bei J. aufscheinenden Deutung der Absichten Komineks, der 1965 den berühmten Bischofsbrief initiierte, dass sein Versöhnungswille mit dem deutschen Volk im Vordergrund gestanden habe. Ohne Kominek eine konziliante Haltung absprechen zu wollen, darf die realpolitische Situation nicht außer Acht gelassen werden. Angesichts der schwierigen Lage der Kirche war Primas

Wyszyński an einer Aussöhnung nicht interessiert. Kominek überzeugte den Primas, die deutschen Bischöfe für die polnische Haltung zu gewinnen, mit dem Argument, dass ohne die Zustimmung des einflussreichen deutschen Episkopats die Revision der deutschen Ostpolitik nicht möglich sei. Ohne die Genehmigung der deutschen Bundesregierung war eine Neuzirkumskription der Bistumsgrenzen ausgeschlossen.

Trotz manch einseitiger Position lädt die vorliegende Publikation zu weiterer Debatte ein. Damit bietet sie eine solide Grundlage für die Aufarbeitung der Nachkriegsgeschichte.

Greifswald

Gregor Ploch

Gaëlle Fisher: Resettlers and Survivors. Bukovina and the Politics of Belonging in West Germany and Israel, 1945–1989. (Worlds of Memory, Bd. 3.) Berghahn. New York – Oxford 2020. 291 S. ISBN 978-1-78920-667-8. (\$ 149,–)

Der Theorie nach reflektiert die Erinnerungskultur von (Teil-)Gesellschaften die interessenabhängige und daher sich wandelnde Sicht auf Vergangenes. Die hier zu besprechende Arbeit widmet sich im Kern der Erinnerung an die historische Region Bukowina bei deutschen und jüdischen Menschen, welche die Bukowina zwischen 1940 und ungefähr 1945 im Kontext von organisierter Umsiedlung, Vernichtungspolitik, Flucht und Abschiebung verlassen mussten und später in der Bundesrepublik Deutschland bzw. in Israel ein neues Zuhause fanden. Gaëlle Fisher will erklären, wie sich die Erinnerungskultur(en) von der Fokussierung auf die eigene Opferrolle (Holocaust, „Vertreibung“) hin zum inklusiven Narrativ von der Bukowina als Ort sprachlich-kultureller Vielfalt und Toleranz entwickelte. Diese Entwicklung wird mit der Befindlichkeit, dem öffentlichen Handeln der ehemaligen Bukowiner:innen sowie gesamtgesellschaftlichen Trends in den beiden Ländern und geopolitischen Rahmenbedingungen in Beziehung gesetzt.

Die Autorin stützt sich auf historiografisches Material aus wissenschaftlichem und landsmannschaftlichem Milieu, auf persönliche Dokumente Betroffener wie z. B. Briefe, auf Dokumente zur Tätigkeit der Landsmannschaften (inkl. Zeitschriften) und staatlicher Behörden sowie auf verschiedene Äußerungen von mit diesen Gruppen verbundenen Intellektuellen (Schriftsteller:innen, Wissenschaftler:innen etc.) und Funktionär:innen. Nach theoretischen Vorbemerkungen und einem Rückblick auf die Bukowina vor und unmittelbar nach den Verwerfungen der Jahre 1940–1945 wird die Stellung von Bukowiner:innen in den Gesellschaften der Bundesrepublik und Israels sowie von Bukowiner Juden und Jüdinnen in Rumänien nach 1945 beleuchtet. Zentrale Fragen sind dabei, ob aus zeitgenössischer Sicht jüdische Menschen aus der Bukowina im kulturellen Sinne Deutsche waren und warum die Bukowina-Bilder bei Umsiedlern (Deutschen) und Überlebenden (Juden) schließlich konvergierten.

F. zieht in ihrer Studie das Fazit, dass sich Bukowiner:innen in der Frühphase ihrer Entwicklung in den beiden Aufnahmeländern Bundesrepublik Deutschland und Israel betreffend Selbstdefinition und Zugehörigkeit von den einstigen Landsleuten abgrenzten. So wurden Bukowiner Juden und Jüdinnen wie auch weitere sprachlich-kulturell definierte Gruppen der Bukowina in (heimat)geschichtlichen Publikationen der in der Bundesrepublik ansässigen Buchenlanddeutschen und in aktuellen Stellungnahmen ihrer Funktionär:innen kaum erwähnt.

Als in der Bundesrepublik die Frage auftauchte, ob auch Personen jüdischer Abstammung nach dem Lastenausgleichsgesetz (LAG) von 1953 anspruchsberechtigt seien, äußerten sich Vertreter von Bukowina-Deutschen ablehnend. Diese Haltung und die damit, in der ersten Hälfte des Kalten Krieges, verbundenen Narrative verloren allerdings in den 1960er Jahren an Kraft. Gründe dafür waren der Wandel in der Bundesrepublik (die 1968er Bewegung; der Aufstieg der Sozialdemokratie; der Generationenwechsel; die zunehmende Anerkennung kollektiver Verantwortung für den Holocaust) und die gelungene Integration der Neuankömmlinge als vollwertige Bürger:innen in beiden Staaten. Folglich wurden nun auch Menschen jüdischer Abstammung aus der Bukowina, welche erst

viele Jahre nach 1945 von Rumänien in die Bundesrepublik ausgewandert waren, als Vertriebene anerkannt („Jewish ethnic German migrants“) und nach dem LAG entschädigt. Die diesbezüglichen Ansuchen bewirkten insofern eine Veränderung bei Bukowiner Jüdinnen und Juden, als diese sich nun genötigt sahen, ihre Nähe zur deutschen Kultur zu zeigen. Vor diesem Hintergrund, so die Autorin, setzte sich schließlich das Narrativ von der (versunkenen) gemeinsamen deutsch-jüdischen Kulturlandschaft unter Bukowiner:innen in der Bundesrepublik und in Israel durch: „[...] the growing popularity of a handful of mostly Jewish German-speaking writers from the region transformed the image of Bukovina from that of the lost or destroyed *Heimat* of German and Jewish Bukovinians to that of an exceptional – though now sunken – German cultural and literary landscape“ (S. 254). Pointierter formuliert sie bezüglich der Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen: „[...] their Bukovina was also reframed as an ideal multicultural society, focusing on Bukovina’s Habsburg incarnation, in which ‚German Culture‘ was believed to have been the agent of peaceful coexistence [...]. Reflecting a broader West German aspiration to carve out a positive role for itself in a divided Europe by the end of the Cold War, Bukovinian-German memory brokers summoned Bukovina for the sake of reconciliation in the present“ (S. 256). Abschließend konstatiert die Autorin eine breitere, über die Bundesrepublik und Israel hinausgehende Basis, Ausstrahlung und Wirkung der erinnerungskulturellen Wende: „The reimagining of Bukovina in the 1970s and 1980s [...] both reflected and contributed to the widening conceptions of community and Germanness, and a new approach to the past in Israel and Europe as a whole“ (S. 255).

Auf diese weitere Dimension verweist sie bereits in der Einleitung und dann auch im Hauptteil, indem sie über die freundlichen Korrespondenzen des in Österreich ansässigen Bukowiner Deutschen Georg Drozdowski mit zwei seiner ehemaligen jüdischen Landsleute, dem Zionisten Manfred Reifer (Israel) und dem Schriftsteller Alfred Gong (USA), berichtet. Damit wird zwar die These von der gegenseitigen Abgrenzung abgeschwächt, zugleich jedoch zum deutsch-jüdischen Verhältnis nach 1945 bis zum Höhepunkt des Kalten Krieges exemplifiziert: im unterschiedlichen Verständnis von *Germanness*, in den unterschiedlichen Erfahrungen während der Periode 1940–1945 und in der bei den Deutschen vorherrschenden Ansicht „free of any guilt“ zu sein. Die Arbeit eröffnet zweifellos neue Perspektiven auf die die historische Region Bukowina betreffende Erinnerungskultur(en) in Israel, in der Bundesrepublik und darüber hinaus. Ein Gewinn sind nicht nur die zentralen Forschungsergebnisse, sondern auch der historische Aufriss und die zahlreichen Querverweise. Obwohl die Autorin betont, dass es ihr nicht um Zahlen, sondern um Narrative gehe, sei vermutet, dass manche Thesen durch detailliertere Informationen und quantitative Daten hätten besser untermauert werden können, z. B. hinsichtlich der Entschädigungsanträge von *Jewish ethnic German migrants* aus der Bukowina bzw. aus Rumänien an die bundesrepublikanischen Behörden und diesbezügliche Stellungnahmen von Vertretern der Bukowina-Deutschen Landsmannschaft. Aus der Kategorisierung und Quantifizierung erinnerungspolitisch relevanter Publikationen wie der Zeitschriften *Die Stimme* und *Der Südostdeutsche* hätten sich wohl ebenfalls Erkenntnisse gewinnen lassen. Dass Bruno Skrehunets-Hillebrand niemals der Chefredakteur der *Salzburger Nachrichten* (S. 172) war und einige andere marginale Ungenauigkeiten (z. B. „Margul-Sperber’s hometown of Burdujeni“, S. 206; widersprüchliche Informationen bezüglich der Gründung der *Czernowitzer Deutschen Tagespost*, S. 42 und S. 173) ändern nichts an dem äußerst positiven Gesamteindruck dieser sehr verdienstvollen Arbeit.

Wien

Günther Guggenberger

Rainer Bendel: 75 Jahre Seelsorge für die Deutschen aus der Tschechoslowakei. „... daß sie Boten der Versöhnung und Boten des Friedens seien“. Aschendorff. Münster 2021. 346 S. ISBN 978-3-402-24812-6. (€ 24,80.)

Die Integration der Ostvertriebenen in die beiden Großkirchen und die religiöse Dimension von Vertreibung und Integration spielte in der Geschichtswissenschaft lange Zeit eine untergeordnete Rolle. Umso erfreulicher ist es, dass nun eine Studie zur katholischen Seelsorge für die vertriebenen Deutschen aus der Tschechoslowakei von Rainer Bendel erschienen ist. B., der bereits mit einer Vielzahl an Publikationen zu diesem Themenkomplex in Erscheinung getreten ist,¹ präsentiert dabei weniger neue Forschungsergebnisse, sondern bündelt und überarbeitet vielmehr auf Basis seiner Studien die Themen, die das „kirchliche Leben, die Seelsorge für die deutschsprachigen Katholiken aus Böhmen, Mähren und der Slowakei im letzten dreiviertel Jahrhundert seit der Vertreibung“ prägen (S. 11). Unter dem programmatischen, den Quellen entlehnten Titel „... daß sie Boten der Versöhnung und Boten des Friedens seien“ nimmt B. in zehn Kapiteln die Seelsorge für die katholischen Heimatvertriebenen in den Blick, wobei Seelsorge die „umfassende Integration der Vertriebenen“ zum Ziel gehabt habe (S. 314).

In den ersten beiden Kapiteln thematisiert der Vf. die ersten Kontaktaufnahmen zwischen Vertriebenen und Seelsorgern, ihre Sorgen und am Beispiel der katholischen Kirchengemeinden Leonberg und Korntal die problematische Aufnahme der ersten Vertriebenen und die daraus resultierenden Impulse zum Gemeindeaufbau. Im dritten Kapitel rückt überblicksartig die praktische karitative Nothilfe in den Fokus, ergänzt um einen an dieser Stelle etwas überraschenden Exkurs über die Selbstorganisation sowie die religiösen und ideologisch-politischen Bewegungen der Sudetendeutschen während der 1920er und 1930er Jahre. An dieser Stelle wäre es wünschenswert gewesen, die ideologischen (Dis-)Kontinuitäten zur späteren Vertriebenenarbeit zu analysieren. Im vierten und fünften Kapitel werden Akteure und Institutionen der Vertriebenen-seelsorge dargestellt: die Einrichtung von Diözesanvertriebenen-seelsorgern; die Kirchliche Hilfsstelle Süd in München, wobei grundsätzliche Überlegungen des Theologen Paulus Sladek eine besondere Rolle spielen; die der Bildungs- und Erziehungsarbeit sowie der Kulturpflege verpflichtete Ackermann-Gemeinde und deren Positionierung zu verschiedenen Themen bis hin zu einem wörtlich wiedergegebenen Manifest von 2002; die Philosophisch-Theologische Hochschule Königsstein als geistiges Zentrum der Vertriebenen-seelsorge; und nicht zuletzt die Vertriebenen-bischöfe von Maximilian Kaller bis Gerhard Pischl. Im Fokus des sechsten und siebten Kapitels stehen Publikationsorgane der Vertriebenen-seelsorge, wobei die Inhalte paraphrasiert werden, sowie zentrale Themen, mit denen sich in der Vertriebenenarbeit tätige Akteure auseinandersetzten – darunter Identität, Recht und Unrecht, Sozialpolitik, die Bedeutung von Kirche und Religion oder die Heimatfähigkeit des religiösen Brauchtums. Zuletzt werden Versöhnungs-, Verständigungs- und Europeanarrative in der Vertriebenen-seelsorge herausgearbeitet und Perspektiven für die künftige Vertriebenenarbeit benannt, die B. in der Pflege der Erinnerungskultur und der Stiftung eines „europäischen Narrativs unserer Geschichtsschreibung“ (S. 332) sieht.

Insgesamt hat der Vf. eine kompakte Darstellung der Integration der katholischen Vertriebenen vorgelegt, die aus einem breit gefächerten Material schöpft, zahlreiche Themen und Aspekte abdeckt und auch programmatisch-normative Einschläge aufweist (vor allem im zehnten Kapitel). Einerseits werden Akteure und Institutionen der katholischen Vertriebenenarbeit sowie ihre Entwicklungen vorgestellt, andererseits Themen, die für die Vertriebenen von besonderer Relevanz waren, sowie Positionen und grundsätzliche Überlegungen referiert. Dabei kommen vor allem politisch-theologische Debattenbeiträge und zeitgenössische Vorstellungen davon, was Seelsorge für die Vertriebenen sein soll und zu

¹ Als Beispiel sei seine Habilitationsschrift genannt: RAINER BENDEL: *Aufbruch aus dem Glauben? Katholische Heimatvertriebene in den gesellschaftlichen Transformationen der Nachkriegsjahre 1945–1965*, Köln u. a. 2003.

leisten hat, zur Sprache, die von führenden Akteuren der katholischen Vertriebenenarbeit formuliert wurden.

So basiert das zentrale Thema der Vertriebenenseelsorge gewidmete siebte Kapitel überwiegend – die Abschnitte zum Liedgut und zu Wallfahrten sind hiervon ausgenommen – auf Beiträgen von prominenten Akteuren wie Paulus Sladek oder Hans Schütz, wobei Ersterem zugleich auch ein eigenes Unterkapitel gewidmet ist. Mit diesem Schwerpunkt ist eine Untersuchungsebene festgelegt, die wiederum eine spezifische Perspektive auf den Gegenstand Seelsorge bedingt. Das ist zwar kein Manko, bedauerlich ist aber, dass solche Fragen und Perspektivierungen und die damit zusammenhängenden Potenziale und Grenzen nicht reflektiert werden. Auch wird nicht geklärt, was der Vf. unter Seelsorge versteht, wie er Ausprägungen und Formen von Seelsorge im historischen Material zu fassen beabsichtigt und welche Erkenntnispotenziale für ihn in einer Erforschung der Seelsorge – zweifellos ein Forschungsdesiderat – liegen.

Wünschenswert wäre zudem gewesen, wenn B. gelegentlich Vorgehen und Aufbau erläutern hätte – nicht jedes Kapitel erklärt sich aus sich selbst heraus. Lange, nicht eingeordnete Quellenzitate (beispielsweise S. 24 f., 129, 152–154), die in einigen wenigen Fällen zudem nicht einzeln belegt sind (so die Rundbriefe von Pfarrer Hacker, vgl. S. 152–154), eine eigenwillige Interpunktion und suggestive Formulierungen (u. a. ebenda) vermögen zuweilen zu irritieren und werfen die Frage auf, um was für eine Gattung es sich eigentlich handelt: um eine Studie, eine Überblicksdarstellung, einen programmatischen Text oder einen historischen Essay? Eine Einleitung im eigentlichen Sinne, auf die B. verzichtet, hätte der Ort für die Diskussion der hier aufgeworfenen Fragen und Probleme sein können. So bleibt zuletzt zu wünschen, dass der Autor eine weitere Publikation vorlegt, die seine Forschungen überblicksartig, gut strukturiert, pointiert und thesenhaft verdichtet bündelt. Denn als ausgewiesener Experte hat B. auf diesem Feld zweifellos viel beizutragen.

Stuttgart

Felix Teuchert

Unter Beobachtung. Vertriebenenverbände im Blick der sozialistischen Sicherheitsdienste. / Under surveillance. The Monitoring of Expellee Organizations by the Socialist Security Services. Hrsg. von Stefan Leher. (Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa / Journal for Culture and History of the Germans in Eastern Europe, Bd. 3.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin 2022. X, 244 S. ISBN 978-3-11-079528-6. (€ 49,95.)

Im Sommer 1980 gingen Millionen Polen gegen drastisch gestiegene Lebensmittelpreise auf die Straße. Was als loser Protest gegen die schlechte Versorgungslage im Land begann, rüttelte schon bald an den Grundfesten der kommunistischen Herrschaft. Vergeblich versuchte das Regime, den Aktivitäten der unabhängigen Gewerkschaft *Solidarność* ein Ende zu bereiten, indem es auf die bewährte Mischung aus Propaganda und Repression setzte. Doch selbst der Rückgriff auf antideutsche Ressentiments zeitigte diesmal keine Erfolge. Die über Radio und Fernsehen verbreitete Warnung, man lenke durch die Kundgebungen „vor allem Wasser auf die Mühlen der Revanchisten in Bonn“, verhallte weithin ungehört.

Für die Regierenden blieb das Schreckgespenst des „westdeutschen Revanchismus“ bis zum Umbruch der Jahre 1989/90 dennoch ein wichtiges Mittel der Herrschaftslegitimierung. Es besaß insofern einen wahren Kern, als die „Revanchisten“ (*odwetowcy*) – ein Begriff, den die polnischen Medien im Besonderen auf die Vertriebenenverbände bezogen – tatsächlich für eine Revision der Oder-Neiße-Linie und ein Deutschland in den Grenzen von 1937 eintraten. Namentlich die Landsmannschaft Schlesien (LS) und die Landsmannschaft der Oberschlesier (LdO) galten der polnischen Öffentlichkeit als Inkarnation des Bösen. Selten ließen Journalisten und Regierungsvertreter denn auch eine Gelegenheit verstreichen, um die Vertriebenenverbände als machtvollen, mitgliederstarke, bestens vernetzte und nur auf den richtigen Moment zur Verwirklichung ihrer sinistren Ziele war-

tende Organisationen zu porträtieren. Doch wie sah es hinter den Kulissen aus? Wie bewertete der Sicherheitsdienst (Służba Bezpieczeństwa, SB) den Einfluss der Landsmannschaften? Wie blickten die Inlandsgeheimdienste in anderen osteuropäischen Staaten auf die Vertriebenenverbände? Welche Schritte unternahmen sie, um eine Zusammenarbeit der westdeutschen Organisationen mit den im Land verbliebenen Deutschen zu unterbinden? Und auf welche Weise versuchten die Sicherheitsdienste, Informanten in den Reihen der Landsmannschaften zu installieren?

Auf diese Fragen gibt der vorliegende Zeitschriftenband Antworten. Hervorgegangen ist er aus einer im September 2021 ausgerichteten Online-Tagung des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (Oldenburg). In geografischer Hinsicht nimmt er sich sowohl der DDR, Polens und der Tschechoslowakei als auch Ungarns, Rumäniens und Jugoslawiens an. Dabei geht es dem Hrsg. Stefan Lehr zum einen um die Analyse von Perzeption und Observation der Vertriebenenverbände durch die Sicherheitsbehörden. Zum anderen will er das Wechselspiel zwischen den Landsmannschaften und den deutschen Minderheiten während des Kalten Krieges ergründen. Die Autoren der vierzehn Beiträge tun dies aus unterschiedlichen Perspektiven. Ihr Zugang ist oftmals ein biografiengeschichtlicher. Doch finden sich ebenso allgemeiner gehaltene institutionengeschichtliche Ansätze, wobei es sich in beiden Fällen sowohl um Auszüge aus aktuellen Arbeiten, darunter mehrere Dissertationsprojekte, als auch um Variationen älterer Untersuchungen handelt.

Ein bislang vernachlässigtes Forschungsfeld tut sich dem Leser damit grundsätzlich also nicht auf. Gerade mit der Beschattung der Landsmannschaften und ihrer Führungsfiguren durch die Sicherheitsorgane der Volksrepublik Polen haben sich verschiedene Publikationen befasst.¹ Darüber hinaus lassen sich inhaltliche Überschneidungen mit Artikeln über die Verfolgung „prodeutscher Einstellungen“ unter der „autochthonen Bevölkerung“ in Oberschlesien erkennen. Wenn Sebastian Rosenbaum also feststellt, der polnische Inlandsgeheimdienst habe die beiden schlesischen Landsmannschaften als große Gefahr für die innere Sicherheit Polens eingestuft und diesen in den 1970er Jahren unterstellt, eine deutsche Minderheit „schaffen“ zu wollen (S. 52), läuft dies im Wesentlichen auf eine kundige Paraphrase des Bekannten hinaus. Dass der SB „an zwei Fronten“ (S. 44), sowohl in Polen als auch in der Bundesrepublik, die Aktivitäten der Vertriebenenverbände bekämpfte, ist ebenfalls geläufig. Über die erfolglosen Versuche des Sicherheitsdienstes, kompromittierendes Material über den LdO-Vorsitzenden Czaja zu sammeln, hat R. im Übrigen andernorts bereits berichtet.²

Freilich verspricht der Band keineswegs, nur Neues bereitzuhalten. Auf den Forschungsstand geht die klar und kenntnisreich geschriebene Einleitung (S. 1–17) denn auch ausführlich ein. Gekonnt umreißt Lehr darin ferner das untersuchte Themenfeld: Die Größe der einzelnen deutschen „Volksgruppen“ und deren Verhältnis zur jeweiligen Mehrheitsbevölkerung kommen hierbei ebenso zur Sprache wie der Organisationsgrad der Landsmannschaften und die Zahl der nach dem Krieg in Ost- und Ostmitteleuropa verbliebenen Deutschen. Wie sehr das Interesse der Sicherheitsdienste davon und von etwaigen Gebietsansprüchen abhing, wird ebenfalls benannt.

¹ Insbesondere: JOANNA HYTREK-HRYCIUK: Kryptonim „Ośrodek“. Służba Bezpieczeństwa wobec Ziomkostwa Ślązaków (1962–1972) [Deckname „Zentrum“. Der Sicherheitsdienst und die Landsmannschaft der Schlesier (1962–1972)], in: GRZEGORZ STRAUCHOLD, JAROSŁAW SYRNYK (Hrsg.): Internacjonalizm czy ...? Działania organów bezpieczeństwa państw komunistycznych wobec mniejszości narodowych (1944–1989), Warszawa – Wrocław 2011, S. 200–219. Vgl. im rezensierten Werk S. 11, Anm. 49.

² SEBASTIAN ROSENBAUM: Operation „Poseł“. Herbert Czaja im Visier des polnischen Sicherheitsdienstes, in: Confinium 3 (2008), S. 173–196.

All dies überrascht nur selten. Gleichwohl bietet der Band mehr als eine lesenswerte Zusammenschau. Stellenweise wartet er sogar mit Pionierleistungen auf. Gerade die Forschung zu den mitgliederstarken sudetendeutschen Gruppierungen erhält wertvolle Impulse, zumal es über die Beobachtung der Sudetendeutschen Landsmannschaft (SL) durch den Prager Sicherheitsapparat bis dato kurioserweise keine Literatur gegeben hat. Dieser Lücke nimmt sich nun Lehr an. Anders als in seiner in Vorbereitung befindlichen Monografie blickt der Historiker hier vorrangig auf die Jahre bis zur Neuen Ostpolitik, als die Staatssicherheit (Státní bezpečnost, StB) aufhörte, die SL als größere Gefahr einzustufen. Freilich hätten die Geheimdienstler in dem durch den Witiko-Bund repräsentierten nationalen Flügel der Landsmannschaft bis dahin eine eminente Bedrohung erkannt, die sie durch die Veröffentlichung kompromittierenden Materials über die NS-Vergangenheit einzelner Funktionäre hätten bekämpfen wollen. In diesem Licht sei auch die Rekrutierung mehrerer Informanten zu sehen, deren unterschiedliche, sogar nationale Indifferenz einschließende Beweggründe für die Zusammenarbeit mit den Behörden anhand dreier Fallbeispiele beleuchtet werden. Daran schließt sich thematisch der Aufsatz von Niklas Zimmermann an, dessen Augenmerk der Observierung der katholischen Ackermann-Gemeinde gilt, die Kontakte in die Tschechoslowakei pflegte. Michal Švarc wiederum erläutert am Beispiel des vormaligen karpatendeutschen „Volksgruppenführers“ Franz Karmasin, wie die StB ehemalige NS-Funktionäre mittels Einschüchterung als Informanten zu gewinnen suchte.

Damit werden gleich mehrere weiße Flecken getilgt. Einziger Malus bleibt das, sieht man von der Einleitung ab, weitgehende Fehlen vergleichender Darstellungen. Den Wert dieser kompakten und eingängigen Übersichtsdarstellung schmälert dies allerdings nur unwesentlich. Wieder einmal ist dem noch jungen Journal ein überzeugender Wurf gelungen.

Münster

Matthias E. Cichon

Dalia Leinarte: *Family and the State in Soviet Lithuania*. Gender, Law and Society. (Library of Modern Russia.) Bloomsbury Publishing. London – New York 2021. 226 S. ISBN 978-1-350-13609-0. (£ 90,–.)

Die Annexion und folgende politische Integration Litauens in die Sowjetunion 1941 hatte nicht zuletzt wegen der Deportationen und des Terrors weitreichende Folgen für die litauische Gesellschaft. Die Bevölkerungsstruktur veränderte sich auch durch die Emigration zahlreicher Litauer nach Westen. Das Paradigma der sozialistischen Gesellschaft hatte massive Auswirkungen auf die Entwicklung der familiären Strukturen und Werte. Frauen und Familien waren als wichtige Aspekte der sozialistischen Ideologie Ziel sozialpolitischer Maßnahmen geworden: Gesellschaftliche Veränderungen ergaben sich aus der formalen Gleichstellung der Geschlechter, was zur Folge hatte, dass Frauen zwar für den „Aufbau des Sozialismus“ freigestellt wurden, aber zugleich die Lasten der Haushaltsführung tragen mussten, die nicht zuletzt wegen der Versorgungsengpässe eine besondere Herausforderung darstellte.

Angeichts des grundsätzlichen Desiderats einer Gesellschafts- und damit auch Frauen- und Familiengeschichte der Litauischen Sowjetrepublik für ein internationales Publikum fasst das knapp gehaltene Buch Dalia Leinartes konzise und prägnant die grundlegenden Entwicklungen des Verhältnisses von Familien und Staat aus genderhistorischer, rechts- und gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive zusammen. Der Autorin, nicht nur ausgezeichnete Kennerin der litauischen Frauengeschichte, sondern auch Mitglied des UN-Komitees zur Beseitigung von Frauendiskriminierung, ist hierbei ein Anliegen, die Diskrepanz zwischen der ideologisch motivierten Feststellung, die Gleichstellung der Frau erreicht zu haben, und der harten Lebensbedingungen von Frauen in der Litauischen Sowjetrepublik herauszustellen.

Hierzu hat L. ihre Studie in vier Kapitel untergliedert. Zunächst analysiert sie vor allem auf Basis von rechtlichen Quellen die sowjetische Familienpolitik und damit die Imple-

mentierung der Frauenpolitik nach der Annexion mittels der Frauenabteilung der KPdSU und der Parteistrukturen insgesamt. Grundlage war die gesamtsowjetische Frauen- und Familienpolitik, etwa in Form des Ehe- und Familiengesetzes von 1936, das 1969 revidiert wurde. Hierbei zeigt die Vf. deutlich auf, dass die unbezahlte Frauenarbeit in Verbindung mit dem Frauenaktivismus genutzt wurde, um die durch den Krieg darniederliegende Wirtschaft aufzubauen und das Sowjetregime zu stärken. Von 1944 an seien Mutterschutzregelungen in Verbindung mit der Auszeichnung von Müttern mit zahlreichen Kindern eingeführt worden. Jedoch erst Mitte der 1950 Jahre wurde damit begonnen, mittels statistischer Daten die Lage der Frauen zu hinterfragen. Ziel sei es gewesen zu betonen, dass Frauen nun auch in zahlreichen Männerdomänen arbeiteten, etwa als Ärztinnen, in Handel und Bildung.

Das zweite Hauptkapitel widmet sich dem Thema Ehe und Scheidung in der Litauischen SSR, wofür die Vf. nach eigenem Bekunden sämtliche Scheidungsfälle bis 1989 statistisch ausgewertet hat und zeigen kann, dass deren Anzahl sich von 1947 bis 1957 mehr als verdoppelte – von 750 auf 1746. Sie problematisiert in diesem Zusammenhang, wie die Geschiedenen mit der Teilung des geringen Wohnraumes umgehen mussten. L. zeigt in diesem Kapitel, wie Parteiapparat und Gesetzgebung versuchten, die Lage von Frauen und Familien zu konsolidieren. Daher sei die Sowjetrepublik auch gegen den kirchlichen Einfluss vorgegangen, indem nur staatlich registrierte Ehen ohne kirchliche Trauung als glücklich beschrieben wurden, weil kirchlich geschlossene Ehen Verantwortungslosigkeit gegenüber dem persönlichen Glück und Schicksal zeigen würden. „Romantische Liebe“ wurde letztlich nur anhand ideologischer Gesichtspunkte definiert, wodurch, so L.s Fazit, die Entwicklung der Zwischenkriegszeit mit einem liberaleren Verständnis von Ehe und Sexualität in der litauischen Gesellschaft rückgängig gemacht worden sei. Letztlich, so die Vf., sei sowjetische Liebe nur unter dem Gesichtspunkt menschlicher Reproduktion betrachtet worden.

Anschließend erläutert L. das Verhältnis von Eltern zu ihren Kindern. Spannend ist dabei ihre Darstellung, wie Frauen im Spannungsfeld traditioneller Erziehungsformen aus dem 19. Jh., informeller Strategien angesichts der harten Lebenswirklichkeit und einer unbedeutenden Rolle der Väter in der Kindererziehung ihren Alltag meistern mussten, da entgegen den sozialpolitischen Postulaten die Kinderbetreuung unzureichend und, so L., im Vergleich mit anderen Sowjetrepubliken bis in die 1980er Jahre hinein erheblich schwächer entwickelt gewesen sei. Daher, so der Befund der Vf., habe sich auf Grund des schwierigen Alltagslebens eine gewisse Distanz ergeben zwischen Eltern und Kindern, die sich unter den gegebenen staatssozialistischen Bedingungen aber kaum individuell hätten entwickeln können, so ihr kritisches Fazit des Kapitels.

Das abschließende Hauptkapitel untersucht den Haushalt als Lebensraum von Familien unter den Bedingungen der Versorgungsknappheit. Das Alltagsleben habe durch informelle Strategien verbessert werden können, etwa durch briefliche Eingaben an Parteimitglieder. Ein gravierendes Problem war der Wohnungsmangel, dem durch Plattenbausiedlungen in Vilnius und anderen Städten begegnet werden sollte, wo auch Einkaufszentren, Kindergärten und Schulen entstanden, um den Alltag zu erleichtern. Dennoch habe der Wohnungsmangel die Gesellschaft geprägt, so hätten etwa 1970 noch 70 Prozent der frisch Vermählten bei den Eltern gewohnt. Hätten sie eine Wohnung gefunden, so wären, meint L., diese den ästhetischen Vorschlägen einschlägiger Zeitschriften folgend eingerichtet worden. Damit umreißt die Vf. die wesentlichsten Aspekte des Familienlebens sowjetlitauischer Prägung. Jedoch verzichtet sie auf eine tiefergehende Erörterung damit zusammenhängender Problemfelder, beispielsweise den Umgang mit reproduktiven Rechten von Frauen wie Abtreibung und Verhütung. Auch fehlt eine analysierende Gegenüberstellung von tatsächlich in den Familien gelebten Werten mit den von offizieller Seite propagierten Grundsätzen. Hierdurch hätten beispielsweise weitere Rückschlüsse auf grundlegende gesellschaftliche Wertvorstellungen getroffen werden können.

Aufbauend auf den umfangreich erfassten Daten, flechtet L. immer wieder Fallbeispiele in ihre Analyse ein, um zu zeigen, was für problematische Einflüsse das sowjetische Gesellschaftssystem auf die Entwicklung von Familien und Ehe in Litauen trotz aller ideologischen Postulate gehabt habe. Indem L. ihre Thesen entsprechend illustriert, wird deutlich, wie wichtig eine Verbindung von Mikro- und Makroebene ist, um gesellschaftliche Entwicklungen in größtmöglicher Genauigkeit nachvollziehen zu können. Hervorzuheben ist, dass die Vf. auf litauische Besonderheiten und Ausprägungen eingeht und damit einen wichtigen Beitrag sowohl zum Verständnis von Frauen- und Familiengeschichte als auch zur litauischen Gesellschaftsgeschichte insgesamt geleistet hat. Hierdurch werden Besonderheiten der sowjetlitauischen Geschichte im Vergleich zu einer gesamtsovietischen Perspektive präzise, wenngleich bisweilen in zu stark deskriptiver Weise, umrissen. Die manchmal verengten und daher wenig aussagekräftigen Vergleichsperspektiven regen immerhin zu weiteren, vertiefenden Forschungen an, etwa für die zentralasiatischen Republiken. L.s Buch zeigt somit, dass die Fokussierung auf die ehemaligen westlichen, vor allem baltischen Sowjetrepubliken mit ungehindertem Archivzugang dabei helfen kann, die gegenwärtige Unzugänglichkeit von Archiven in Russland und Belarus zu überbrücken.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Paul Lendvai: Hungary. The Art of Survival. Bloomsbury Academic. London 2021. 178 S. ISBN 978-1-350-18669-9. (\$ 39,95.)

Bloomsbury's republication of Paul Lendvai's *Hungary. The Art of Survival*, first published in 1988, represents a curious throwback to a different era: Germans, Austrians, and the West at large had grown accustomed to a certain idea of Hungary, carefully crafted since 1957. But by the mid-1980s, the regime was crumbling. A sense of imminent changes pervades this readable, 155-page-strong assessment in which the author takes stock of his former home country to shine a light on the crisis of Hungarian socialism that was evolving at the time of writing.

Born in Budapest in 1929, L. is particularly well positioned to author this study. Having fled Hungary in the wake of the 1956 revolution, he had settled in Vienna and became one of Austria's most respected journalists and experts on Eastern Europe, frequently traversing the Iron Curtain and the lands between the Baltic and Adriatic Seas.

The first chapter, "History's Losers," recounts a millennium of "Hungarian" history and the Magyars' supposed innate ability to overcome conquests and subjugation. Although prone to a patriotic narrative, L., born into a Jewish family, proves attuned to the many anti-Semitic, irredentist, and chauvinistic streaks of Hungarian history. He critically reflects on "the national tragedy" (p. 18) of the 1920 Peace Treaty of Trianon and Admiral Miklós Horthy's counter-revolutionary regime. The 1920 anti-Jewish numerus clausus and the country's alliance with Nazi Germany showed "that [Hungarians] had learned nothing from the bankruptcy of the nationalities policy practiced by the Dual Monarchy," (p. 21), L. concludes.

The next chapter, "The Explosive Force of Hungarian Nationalism," returns to the question of ethnic minorities abroad. But by the 1980s, L. finds the concern for the Hungarians' discrimination in Czechoslovakia and Romania legitimate. The "slow extinction" (p. 30) of all things Hungarian in Transylvania had eroded the official taboo not to vex fraternal socialist countries with "nationalist" talk of minority rights. Chapter 3 revisits another taboo that was increasingly undermined in the late 1980s: the revolution of 1956. With archives still inaccessible at the time, L., who had been incarcerated under the Stalinist leader Mátyás Rákosi, suggests that "a great deal remains obscure" (p. 50). But his claims about the causes, developments, and consequences of '56 have passed the test of time.

Above it all hovers the shadow of János Kádár, who had joined the revolutionary government in October 1956, but then enabled Imre Nagy's and his comrades' abduction and subsequent execution. Although L. suggests that this "betrayal [...]" can never be erased from Hungarian history" (p. 49), in chapter 4, "Kadar: Neither Tiger no Fieldmouse," he cannot hide his fascination with the man. As émigré journalist, he had watched how, in less than a decade, Kádár morphed from pariah into a welcome guest in the West and a respected, even admired leader at home, who maintained "a curious social truce" (p. 56), based on popular depoliticization, established, albeit unwritten rules, and improving living standards.

In "Struggle for Reform," the author sketches the "New Economic Mechanism" (NEM) of the 1960s, the basis for the above-mentioned truce, as well as the Brezhnev-era rollback of reforms and stagnation. Chapter 6 is dedicated to "Social Upheaval": Since the 1950s, Hungarians had enjoyed improving living standards, measured here in income, food consumption, and consumer products. Such domestic pacification opened new foreign credit lines. But despite Hungary's comparatively prosperous "frigidaire socialism," inequality had not only persisted but was growing worse, L. attests, and Hungarians felt they were falling behind. Thus, the 1980s witnessed a resumption of reforms, discussed in chapters 7 and 8.

"The Dynamism of Small Enterprises" starts with the 1982 legalization of small-scale businesses, which alleviated shortages and supplemented state revenues and household incomes. But as more and more Hungarians joined the "second economy" to get ahead, they worked increasing hours. That, and the "third economy," (i.e., bribery and corruption), illustrate the ineffective, "deceptive" nature of Hungary's "hybrid [economy]" (p. 110). Shortly, in chapter 8, L. finds a "Consumer Paradise on the Wane: The Seamy Side of Progress." Hungary led the world in suicide and alcoholism rates only. Hungarians were less concerned with democratization, L. asserts, but with rising prices and stagnating wages. Once Mikhail Gorbachev's launched reforms in the USSR, Kádár's service as "indispensable shield against Soviet meddling" (p. 125) was no longer needed. Chapter 9 charts the rise of political contenders to his throne and the growing opposition to the status quo from within.

In the last chapter, L. discusses "The Many Faces of Karoly Grosz", a provincial and "obscure Party secretary" (p. 127) who had risen to the posts of prime minister and general secretary in 1988, as Kádár had "missed his chance for a graceful exit" (p. 126). Parliament, the Central Committee and the Politbureau had just witnessed an unprecedented reshuffling, a generational change-of-guard. A friendly, surprisingly long interview with Grósz left L. struggling to characterize the new leader: he describes him alternately as dogmatist, hardliner, loner, rumored anti-Semite, family man, pragmatist, and possibly Hungary's last hope. But what it all meant, L. cannot tell, and ends with an ominous conclusion: "On the threshold of the 1990s the outlook is for more turbulence and a more open game of political power struggles, with unpredictable consequences for both Hungary and the Eastern bloc" (p. 155).

Readers, too, may wonder what to make of this republication. Bloomsbury would have done better to offer an explanation in a preface. L's sporadic search for the quintessential "Hungarian spirit" and proclivity for a "history of great men" does not negate the book's other qualities. First, it provides a concise overview of thirty formative years of Hungarian history. Second, it illustrates the expertise a historically minded journalist like L. can offer (enhanced by his personal experiences). Third, chapters 7 through 10 inadvertently reveal the long-lasting scholarly negligence towards state socialism's middle years: although a few commendable social histories by Hungarian-born scholars addressed recently addressed them, we still know little about "the party" (except Kádár and Nagy) and the actual operations of "the system." Finally, readers will appreciate that hindsight has proven L. more often right than wrong. *Hungary. Art of Survival* showcases the drama and volatility of the 1980s. Implicitly, the book serves as a reminder to exercise caution when projecting

the future. If histories like this one teach us anything, it is to expect the unexpected—because that (i.e., state socialism's collapse) is exactly what happened, only one short year after the original publication.

Baltimore

Victoria Harms

Barbara Klich-Kluczevska: Family, Taboo and Communism in Poland, 1956–1989. Aus dem Poln. von Soren Gauger. (Polish Studies. Transdisciplinary Perspectives, Bd. 36). Peter Lang, Berlin u. a. 2021. 262 S. ISBN 978-3-631-83807-5. (€ 49,95.)

Agnieszka Kościńska: Gender, Pleasure, and Violence. The Construction of Expert Knowledge of Sexuality in Poland. Aus dem Poln. von Marta Rozmysłowicz. Indiana University Press, Bloomington, IND 2021. 255 S. ISBN 978-0-253-05308-4. (€ 42,-.)

Die beiden zu besprechenden Bücher folgen einem Trend, der sich in den letzten Jahren hinsichtlich der polnischen Geschichte entwickelt hat: Beide sind Übersetzungen originär polnischsprachiger Studien; *Rodzina, tabu i komunizm w Polsce 1956–1989* aus der Feder von Barbara Klich-Kluczevska und *Płeć, przyjemność i przemoc. Kształtowanie wiedzy eksperckiej o seksualności w Polsce* von Agnieszka Kościńska. Beide Autorinnen widmen sich verschiedenen mit Sexualität verbundenen Fragestellungen und deren Entwicklung im (post)sozialistischen Polen. So untersucht K.-K. vier tabuisierte Themen: uneheliche Kinder, Scheidungen, (sexualisierte) Gewalt in der Familie und Abtreibungen. Jedem davon widmet sie ein Kapitel, wobei diese von einer theoretischen Hinführung zur Wirkung von Tabus sowie einem Überblick über die soziologische Literatur zur „sozialistischen“ Familie und von einem (knappen) Schlusswort gerahmt werden. K. wählt „Pleasure“ und „Violence“ zu ihren übergeordneten Themen, wobei die Geschichte der polnischen Sexualwissenschaft (auch in Abgrenzung zur US-amerikanischen) und die Generierung und Vermittlung von Expertenwissen als Einführung und Rahmen dienen.

Die von K.-K. ausgewerteten Materialien sind vielfältig: von soziologischer Fachliteratur über Zeitungsmeldungen und Leser:innenbriefe bis hin zu Gerichtsakten und Spiel- und Dokumentarfilmen. Die Vf. geht auf die besonderen methodischen Herausforderungen – etwa beim Umgang mit teils ideologisch vereinnahmten Quellen wie Gerichtsakten oder mit der Multidimensionalität von elektronischen Medien – ein, die diese spezifischen Materialien mit sich bringen. K.s Herangehensweise umfasst neben der Auswertung von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln sowie Aufklärungsliteratur Interviews mit Sexualwissenschaftler:innen und den Besuch von sexualwissenschaftlichen Konferenzen und Seminaren, wobei sie die ethnologische Methode der teilnehmenden Beobachtung nutzt. Dadurch reicht K.s Studie näher an die Gegenwart heran.

K.-K. charakterisiert zunächst die familiensoziologische Literatur: Ein Teil davon glorifiziere die Familie, während der andere sich ihrer „Pathologien“ annehme (S. 51). Der Zusammenhang mit der übergreifenden Fragestellung der Tabuisierung wird dabei nicht vollständig deutlich. Auch die in der Einleitung vertretene Hypothese, dass sich Scheidungen vor allem in Ego-Dokumenten und soziologischer Spezialliteratur niedergeschlagen hätten, während sie sonst einer Tabuisierung unterlagen (S. 26), erscheint angesichts der vom Statistischen Hauptamt veröffentlichten Zahlen irritierend. Im anschließenden Kapitel verdeutlicht die Vf. das Stigma, das Mütter von unehelichen Kindern trugen, und ihre Abhängigkeit von den Kindsvätern. Dennoch sei es zu einer allmählichen Aufwertung und „Verbürgerlichung“ der Alleinerziehenden gekommen (S. 89, 96–98). Scheidungen gehörten, zumal nach der Reform des Eherechts 1946, zum volkspolnischen Alltag. Vor allem in Bezug auf den Zusammenhang zwischen (männlichem) Alkoholismus und Gewalt kommt es zu Überschneidungen mit dem folgenden Kapitel zur Gewalt in der Familie. Innerfamiliäre Gewalt, vor allem gegen Kinder, stellt K.-K. als hoch tabuisiert dar, wodurch sie nur selten mediale Aufmerksamkeit erhalten habe. Zugleich zeigt die Vf., dass der Grat zwischen der Misshandlung von Kindern und „notwendigen Erziehungsmaßnahmen“ in der Wahrnehmung der Zeitgenoss:innen sehr schmal war und diese Verhaltensweisen oft

toleriert wurden – nicht nur in sog. „pathologischen“ Familien (S. 174, 176). Anhand des Beispiels von Schwangerschaftsabbrüchen zeigt K.-K., dass sich der Diskurs im Vergleich zur Zwischen- und unmittelbaren Nachkriegszeit komplett geändert habe und man von einer „gelungenen Enttabuisierung“ sprechen könne (S. 224). Die polnische Gesellschaft, so ihr Fazit, habe sich verhältnismäßig langsam gewandelt, wodurch sich auch Tabus länger gehalten hätten (S. 226).

K. wiederum greift einige dieser argumentativen Fäden auf, etwa den Zusammenhang zwischen (männlichem) Alkoholismus, Gewalt und Scheidungen. Zahlreiche Elemente des sexualwissenschaftlichen Wissens, so lautet ihre Kernthese, seien diskursiv konstruiert und unterlägen damit auch Veränderungen (S. 7), die mitunter durch den speziellen holistischen Zugang der polnischen Sexualwissenschaft beeinflusst würden. In ihren thematischen Kapiteln kontrastiert sie historische (vor allem volkspolnische) und zeitgenössische Entwicklungen, die bis in die Gegenwart hineinreichen, wie etwa der Einfluss von sexualwissenschaftlichen Expertisen bei der juristischen Aufarbeitung von Vergewaltigungen. In den Kap. 6 und 7 zeigt K., wie der 1932 erstmals in das polnische Strafrecht aufgenommene Begriff „Vergewaltigung“ zunächst weit ausgelegt, bei nachfolgenden Reformen jedoch zunehmend enger gefasst wurde. Erst in den letzten Jahrzehnten seien die Opfer als eben solche anerkannt worden. Die Aufklärungsarbeit der Sexualwissenschaften habe, so ihr Resümee, einen wichtigen Impuls für die Durchsetzung und Änderung von sexuellen Normen gegeben, wie etwa hinsichtlich der Verhaltensweisen von Opfern und Tätern sexualisierter Gewalt. Die Vf. verdeutlicht u. a. anhand des Beispiels des bekannten Sexualwissenschaftlers Zbigniew Lew-Starowicz, dass diese Entwicklung keinesfalls idealtypisch und linear verlief. Des Weiteren zeigt sie eindrucksvoll, wie verschiedene Hierarchien sexueller Orientierungen und Handlungen durch die Sexualwissenschaft etabliert wurden, wobei heterosexueller Vaginalverkehr durchweg als „höchste Form“ sexueller Kontakte galt. Zugleich lässt sich aus dem Bestand von ihr ausgewerteter Briefe an die sexualwissenschaftlichen Expert:innen ablesen, dass die Bevölkerung diese Hierarchisierung durchaus teilte, andersartige heterosexuelle Handlungen jedoch als „abnormal“ betrachtete (z. B. S. 89) und sich hierin von Teilen der Sexualwissenschaft unterschied – hier scheint auch die Wirkungsmacht katholischer Sexualmoral durch.

Übersetzungen sind stets mit Herausforderungen verbunden, wie sich auch in den beiden vorliegenden Fällen zeigt: K.-K.s Studie ist zum einen eine 1:1-Übertragung des Originals. Anmerkungen und Erläuterungen für Leser:innen, die nicht mit der (volks)polnischen Thematik vertraut sind, fehlen („pre-December 13th“, S. 67). Hier wäre eine Überarbeitung seitens der Reihen-Hrsg. und der Autorin notwendig gewesen. Zum anderen bleibt die Übersetzung an einigen Stellen hinter dem Originaltext zurück bzw. ist missverständlich (S. 176). Ein Beispiel hierfür sind Schachtelsätze, die das Verständnis im englischen Text erschweren, während das polnische Pendant elegantere Lösungen findet (S. 203). Hinzukommen – besonders in der zweiten Hälfte – orthografische, Syntax- und Übersetzungsfehler, die, wie im Falle von „Evangelists“ statt „Lutherans“ (S. 120), sogar sinnentstellend sind. Auch einige editorische Entscheidungen wirken unüberlegt, so etwa die Übersetzung von Gesetzstiteln ins Englische, ohne den polnischen Originaltitel anzugeben. Auch ist die Benennung der Archive bzw. der verwendeten Bestände in den Anmerkungen uneinheitlich: Mal wird der polnische Titel angegeben, mal nur der englische. Hinzu kommt das Fehlen eines Abkürzungsverzeichnisses. So erscheint das Archiv der Neuen Akten (AAN) im Fließtext recht unvermittelt (S. 214), und das Akronym wird mit dem Archiv nicht immer in einen hinreichend klaren Zusammenhang gebracht (z. B. in der Bibliografie).

Bei der Studie von K. hingegen wurde die Übersetzung an die Bedürfnisse des Zielpublikums angepasst: Erklärungen zur (volks)polnischen Geschichte (und Geografie) wurden hinzugefügt und Wortspiele im Polnischen erklärt (S. 141) – auch wenn einige Übersetzungen etwas ungenau wirken, etwa „Mała z Poznania“ als „Baby from Poznań“ (S. 105) oder „The lady will ...“ statt „You will ...“ (S. 152). An einigen wenigen Stellen

sind die Aussagen missverständlich, wenn etwa behauptet wird, dass „new post-Communist leaders wanted to completely outban abortion“ (S. 125). Es war eben *nicht* die postkommunistische Linke als Nachfolgerin der PZPR, als die man die „new post-Communist leaders“ missverstehen könnte, die dies betrieb, sondern die nach 1990 an die Macht gekommene politische Rechte. Auch die Bemerkung, dass die ökonomische Krise der frühen 1980er Jahre eine Folge der Einführung des Kriegsrechts gewesen sei (S. 59), ist in dieser Form eine problematische Verkürzung.

Insbesondere im Buch von K.-K. gibt es zudem auch strukturelle Mankos. Zeitsprünge prägen den Text – teilweise wird bis in das 19. Jh. und sogar in die Aufklärung zurückgegangen. Zudem beschäftigen sich die einzelnen Kapitel mit unterschiedlichen Phasen der Volksrepublik. Beispielweise bezieht sich die Mehrheit der Ausführungen zu Abtreibungen auf die stalinistische Periode, während Forschungen zu familiären Strukturen und Problemen bis in die 1980er Jahre hineinreichen und den Stalinismus nahezu vollständig außen vor lassen. Hinzu kommt, dass es durch die Sprunghaftigkeit der Darstellung und das Fehlen von chronologischen Einordnungen nicht immer klar ist, auf welchen Zeitabschnitt sich die Vf. gerade bezieht (ähnlich bei K., u. a. S. 56). Hier wirkt die Studie von K.-K. weniger wie ein Kaleidoskop, sondern eher wie ein Sammelsurium. Zu Beginn der Studie hätte man zudem einige generelle Ausführungen zum Thema „Tabuisierung“ erwartet. Bedauernswerterweise fanden in der Übersetzung neuere Studien, die seit dem Erscheinen der polnischen Ausgabe (2015) publiziert worden sind, keinen Eingang. Gerade die Studien von Natalia Jarska zu Arbeiterinnen in der frühen Volksrepublik,¹ von Jakub Gałęziowski zu alleinerziehenden Müttern in der unmittelbaren Nachkriegszeit² oder von Anna Dobrowolska zu Diskursen über Prostitution in der Volksrepublik³ hätten wertvolle Ergänzungen geliefert. Wie bei Büchern, die einer thematischen Gliederung folgen, nie ganz zu vermeiden, kommt es zu einigen Redundanzen; insbesondere bei den eng miteinander verbundenen Themenkomplexen Scheidung und eheliche Gewalt. Gleiches lässt sich auch bei K. erkennen, wenn sie z. B. wiederholt ihre Protagonist:innen, etwa Zbigniew Lew-Starowicz, einführt.

Zuletzt fehlen bei beiden Autorinnen an einigen Stellen Belege – bei K.-K. etwa auf S. 61 zur wirtschaftlichen Situation von Frauen oder auf S. 84 hinsichtlich der Anzahl von Bezieherinnen von Alimenten; bei K. etwa die Ausführungen zur staatlichen Zensur bezüglich der Sexualität von Priestern (S. 76). Auch führen bei K. einige Passagen etwas vom Thema weg, etwa die sehr detaillierte Darstellung der Umschulung auf Sexuologie (S. 120).

Insgesamt hinterlässt die Studie von K.-K. einen zwiespältigen Eindruck: Einerseits ist sie innovativ und notwendig, um die äußeren Umstände zu verstehen, mit denen sich die volkspolnische Familie (und Gesellschaft) auseinanderzusetzen hatte. Andererseits wird die Übersetzung diesem Anspruch zu wenig gerecht, da auf eine sorgfältige (editorische) Überarbeitung für eine nicht-polnische Zielgruppe verzichtet wurde. Bei K.s Studie handelt es sich hingegen – trotz kleinerer Mankos – um ein gelungenes Beispiel für eine auf das Zielpublikum zugeschnittene Übersetzung einer wichtigen polnischsprachigen Studie zur Entwicklung des Sexualitätsdispositivs in Polen.

Warszawa

Michael Zok

¹ NATALIA JARSKA: *Kobiety z marmuru. Robotnice w Polsce w latach 1945–1960* [Frauen aus Marmor. Arbeiterinnen in Polen 1945–1960], Warszawa 2015.

² JAKUB GAŁĘZIOWSKI: *Single Mothers and Their Babies in Poland in 1945–1949. The Social Care System vs. Female Freedom and Subjectivity*, in: JERZY KOCHANOWSKI, CLAUDIA KRAFT (Hrsg.): *Rooms for Manoeuvre. Another Look at Negotiating Processes in the Socialist Bloc*, Wien 2021, S. 191–211.

³ ANNA DOBROWOLSKA: *Zawodowe dziewczyny. Prostyтуcja i praca seksualna w PRL* [Berufs-Mädchen. Prostitution und Sexarbeit in der Volksrepublik Polen], Warszawa 2020.

Robert Brier: Poland's Solidarity Movement and the Global Politics of Human Rights. (Human Rights in History.) Cambridge University Press. Cambridge 2021. 310 S. ISBN 978-1-108-47852-6. (£ 29,99.)

Im Zentrum des zu besprechenden Buches stehen die Friktionen, die sich aus der Rezeption der Solidarność-Bewegung von unterschiedlichen geografischen und politischen Standpunkten aus ergeben haben. Man könnte auch sagen, dass Robert Brier ein Buch über Solidarność in der Welt vorgelegt hat. Beschrieben werden die historischen Bedingungen, welche die Vereinnahmung der unabhängigen polnischen Gewerkschaft von unterschiedlichen Seiten ermöglichten und unter denen deren Entstehung zu einem transnationalen Ereignis werden konnte. Auch wenn der Vf. das Konzept von Anna Lowenhaupt Tsing (*frictions*) nicht benutzt, so macht die Studie doch ganz in deren Sinne plastisch klar, wie das Phänomen Solidarność nach vielen Seiten bedeutungs offen war und wie sich unterschiedliche Auffassungen desselben übereinanderschieben und Sichtweisen verändern konnten. B. führt uns in diesem Sinne zu so unterschiedlichen Akteuren wie der französischen anti-totalitären Linken um Michel Foucault und den antikommunistischen US-amerikanischen Gewerkschaftern der American Federation of Labor and Congress for Industrial Organizations, aber immer wieder auch zu den politischen Ideen und Handlungskompetenzen der polnischen Bewegung. Die Schnittstelle der fraglichen Auffassungen bildeten Menschenrechte; ein Konzept, das laut B. keineswegs konstitutiv für die Entstehung der Solidarność war, umso mehr aber für die Rezeption und den Effekt, mit welchem die Bewegung auf die internationale politische Bühne traf.

Die ersten drei Kapitel widmen sich der Dissidentenbewegung in Polen, dem Verhältnis von Dissidenz und Menschenrechten und dem Verhältnis von Entspannungspolitik, Kaltem Krieg und Solidarność. Kapitel 4 (The End of the Ideological Age: Human Rights and Ostpolitik), 5 (Solidarity, Human Rights, and Anti-Totalitarianism: US Labor, Neoconservatism, and Human Rights) und 6 (The „Bedrock of Human Rights“ in France) bilden einen ersten großen Themenblock, welcher der These eines „Helsinki-Effekts“ energisch widerspricht und stattdessen deutlich macht, wie die unterschiedlichen politischen Akteure die Ereignisse zu Hause und international ins Bild setzten. Menschenrechte, obgleich normativ, seien historisch gesehen ein offenes Konzept, wie der Vf. betont. Im Kontext des Kalten Kriegs stellte sich zunächst die Frage, unter welchen Vorzeichen sie im Sinne der Détente à la Willy Brandt oder im Sinne des Anti-Kommunismus à la Ronald Reagan gelesen wurden. War Solidarność ein Hoffnungszeichen dafür, dass sich die sozialistischen Gesellschaften aus sich heraus reformieren oder gar eine andere politische Verfasstheit geben konnten, oder war die Unterdrückung der Bewegung ein Zeichen dafür, dass die in der KSZE manifestierte Annäherungspolitik bereits gescheitert war? B. zeigt, aufgrund welcher Konstellationen Solidarität mit Solidarność auf (fast) dem ganzen politischen Spektrum zum Referenzrahmen werden konnte.

Die Kapitel 7 (Letters from Prison: The Prisoner of Conscience and the Symbolic Politics of Human Rights), 8 (Lech Wałęsa, the Symbolism of the Nobel Peace Prize, and Global Human Rights Culture), 9 (General Pinochecki: Poland, Chile, and the Global Politics of Human Rights Culture) und 10 (Human Rights and the End of the Cold War) bilden den zweiten großen Themenblock. Dieser zeichnet nach, wie die unabhängige Gewerkschaft, die inhaftierten Aktivisten und insbesondere Lech Wałęsa zu Ikonen eines weltweiten Kampfes um Menschenrechte und insbesondere für das Recht auf freie Vereinigung und Pressefreiheit werden konnten (so wäre demnach auch die Verleihung des Friedensnobelpreises 1986 an Wałęsa zu verstehen). Der politische Gefangene, der Arbeiterführer und die Synchronisierung der Solidarität zwischen polnischen und chilenischen Aktivisten (Frauen kommen in diesem Kontext nicht vor) werden in dieser Perspektive ausbuchstabiert. Schließlich geht der Vf. im Epilog konzise auf die weitere Genese moralpolitischer Interventionen bis hin zum Kosovoeinsatz ein und plädiert für eine Periodisierung der Geschichte der Menschenrechte (S. 227).

In der Zusammenschau wirkt es teils etwas beliebig, welche Akteure B. zum Beleg seiner These herangezogen hat, insbesondere wenn er in der Rezeption der Ostpolitik allein auf die SPD als Regierungspartei abhebt, im US-amerikanischen Beispiel auf die Regierung und die Gewerkschaften, im französischen Beispiel dagegen auf die moskautreuen Kommunisten und die neue Linke. In der Summe aber hat der sehr ambitionierte Erklärungsansatz, auf deutlich weniger als 300 Seiten abgehandelt, eine imponierende Wirkung. B. hat eine große Menge Archivmaterial verschiedener Gewerkschafts-, National- und Geheimdienstarchive, gedruckte Quellen wie auch Zeitzeugeninterviews ausgewertet, woraus dem er ein beeindruckendes Panorama arrangiert. Ein Kritikpunkt wäre, dass dabei die Rezeption des Forschungsstands zuweilen etwas kurz kommt. Hierzu nur zwei Beispiele: Der Vf. spricht an mehreren Stellen vom *mimicking* der Dissidenten (S. 55, 109), ohne zu erklären, was er damit meint, und ohne den berühmten Aufsatz von Sergej Oushakine auch nur bibliografisch zu erfassen, geschweige denn auszuwerten.¹ Seine Ausführungen zu Vaclav Havels Idee der Lüge als Basis des Totalitarismus und der Wahrheit als Pforte zu einer neuen Form der Gemeinschaft (S. 61) kommen ohne Hinweise auf die kontrovers geführte historiografische Rezeption dazu aus.² Das Buch ist, wie es sich für den angloamerikanischen Buchmarkt gehört, eingängig geschrieben, aber aufgrund der Fülle der Fakten und auch der Komplexität der in ihrer Referenzialität vorgestellten Ideen nicht immer ganz leicht zu lesen. Man möchte das Buch sowohl Politiker:innen als auch Geistes- und Sozialwissenschaftler:innen sowie Masterstudierenden der Geschichte auf den Tisch legen und hoffen, dass sie die Dichte der Darstellung nicht schreckt. Die zusammengetragenen Einsichten ergeben in der vorgestellten Perspektivierung ein offenes und vielschichtiges Bild der Genese moralgeleiteter politischer Interaktionen und Interventionen. Wenn man sich an den Gedanken der Offenheit moralgeleiteter Politik gewöhnt hat, ergibt sich ein guter Ausgangspunkt für weitere Historisierungen und intelligent geführte Debatten.

Regensburg

Natali Stegmann

¹ SERGUEI ALEX. OUSHAKINE: The Terrifying Mimicry of Samizdat, in: Public Culture 13 (2001), 2, S. 191–214.

² Z. B. MURIEL BLAIVE: The Danger of Over-Interpreting Dissident Writing in the West. Communist Terror in Czechoslovakia, 1948–1968, in: FRIEDERIKE KIND-KOVÁCS, JESSIE LABOV (Hrsg.): Samizdat, Tamizdat & Beyond. Transnational Media during and after Socialism, New York 2013, S. 137–155; PAULINA BREN: The Greengrocer and His TV. The Culture of Communism after the 1968 Prague Spring, Ithaca 2010; PAVEL KOLÁŘ: Der Poststalinismus. Ideologie und Utopie einer Epoche, Köln 2016, S. 41–51.

A Concise Field Guide to Post-Communist Regimes. Actors, Institutions and Dynamics. Hrsg. von Bálint Magyar und Bálint Madlovics. CEU Press. Budapest u. a. 2022. XII, 252 S., Tab. ISBN 978-963-386-587-3. (€ 21,—.)

Der Charkiver Politikwissenschaftler Oleg Fisun hebt im Vorwort die Bedeutung des rezensierten Buches mit der Aussage hervor, dass hiermit ein drittes Forschungsparadigma zur Analyse der Entwicklung Osteuropas nach der Transitologie (in den 1990er Jahren dominant) und einem Konzept, das er als „Hybridologie“ bezeichnet, entwickelt werde. Jenes Dritte bezeichnet er als Paradigma der „Post-Communist Dynamics“. „The basic hypothesis of the authors is that the post-communist political trajectory after the fall of communism is leading to ‚informal patrimonial‘ systems of rule, and by no means to the establishment of Western-style legal-rational liberal democracy“ (S. viii).

Die zentrale Institution jenes dritten Paradigmas wird als „Mafia-Staat“ bezeichnet. Dieses Konzept stützt sich auf Erkenntnisse über die historische Mafia (u. a. erforscht durch Eric Hobsbawm), in der traditionelle Familienbeziehungen bestimmend sind und ein Patron die zentrale Figur darstellt. „In essence, the mafia state is the business venture of the adopted political family managed through the instruments of public authority: the pri-

vatized form of a parasite state“ (S. 39). An der Spitze steht auch hier ein Patron. Jene „adopted political family“ stelle eine neue Form von herrschender Elite dar, die als „sui generis Phänomen“ charakterisiert wird. Sie ist ein informelles patronales Netzwerk, dessen Macht sowohl auf ökonomischen wie politischen Ressourcen basiert (S. 50, vgl. auch Tab. 10, S. 52). Das neue Paradigma bezieht seine zentralen Ideen von Henry E. Hale und dessen Buch *Patronal politics: Eurasian regime dynamics in comparative perspective* (2015). Fisun verweist weiterhin auf die Verwendung des Begriffs „Patrimonialismus“ bei Max Weber (S. IX).

Die Autoren entwickeln ihr Konzept in insgesamt 120 Thesen, die als Leitlinien für zukünftige empirische Untersuchungen dienen sollen. Dabei wird in Abgrenzung vor allem von liberalen Demokratien, aber auch von staatssozialistischen politischen Regimen, die Spezifik und das Funktionieren von informellen patronalen Netzwerken herausgearbeitet. Jene Netzwerke lassen die betreffenden Institutionen anders funktionieren. Sie werden umkodiert. Dabei wird die Umkodierung diverser Institutionen (wie Parteien, Wahlen, Gerichte oder zivilgesellschaftliche Verbände) sowie die Verflechtung politischer und wirtschaftlicher Sphäre im Postsozialismus umfänglich erläutert.

Auf der Grundlage jenes Paradigmas wird u. a. eine präzise Erklärung der Spezifik des Informellen möglich (Thesen 13–24), einer Kategorie, deren Bedeutung in den osteuropäischen Gesellschaften in den letzten Jahren zwar betont wurde, aber die bisher kaum systematisch erklärt werden konnte. Aufschlussreich ist auch die Begründung der zentralen Bedeutung von (staatlich initiiert) Korruption in den Gesellschaften des Post-Staatssozialismus. Die Autoren arbeiten die Besonderheiten jener Wirtschaftsbeziehungen heraus und bezeichnen sie als „relational economics“, wobei die Eigentumsrechte in ihr ständig durch den Staat in Frage gestellt werden können. Insofern wird diese Wirtschaftsweise als eine Variante des „politischen Kapitalismus“ gekennzeichnet (Tab. 29, S. 130).

Zu den Vorzügen des Buchs gehört, dass auch eine spezifische Art der „post-communist dynamics“ analysiert wird, welche idealtypisch als „market-exploiting dictatorship“ bezeichnet wird. Jene spezifische Entwicklung hat sich nach Auffassung der Autoren in China nach 1978 herausgebildet. Die Autoren identifizieren länderspezifische Unterschiede und deren Bedingungen und unterscheiden primäre bzw. sekundäre postsozialistische Entwicklungspfade (Tab. 41–42, S. 188, 190). Das theoretische Konzept wird abschließend in der Darstellung der post-sozialistischen Entwicklungswege von zwölf Staaten der Region erprobt (S. 193–242).

Die hier genutzte Methode der detaillierten Abgrenzung eines Phänomens von ähnlichen Erscheinungen in anderen Herrschaftstypen stößt allerdings manchmal an Grenzen, so bei der Darstellung der Rolle von Oligarchen (Unternehmern mit politischem Einfluss) in unterschiedlichen Arten patronaler Regime. Dabei gerät das idealtypische begriffliche Instrumentarium zum Selbstzweck, und es droht die Gefahr, dass das ausdifferenzierte Konzept an die Stelle der zu analysierenden Realität tritt (Tab. 11, S. 57).

Die behauptete Andersartigkeit des Konzepts, der Paradigmenwechsel, weist zumindest eine blinde Stelle auf. Die „Transitologie“ ist (wie auch die „Hybridologie“) elitenlastig: Jede Veränderung geht demnach ausschließlich von den Aktivitäten der jeweiligen politischen Elite aus. Im Konzept der „Post Communist Dynamics“ ist es nicht anders. Divergierende Interessen, politische Ziele und eigenständige Aktionen von Akteuren aus der Bevölkerung werden jedoch systematisch vernachlässigt. Nichts Neues also in diesem Punkt.

Berlin – Wien

Dieter Segert

The Withdrawal of Soviet Troops from East Central Europe. National Perspectives in Comparison. Hrsg. von Christoph Meißner und Jörg Morré. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2021. 321 S. ISBN 978-3-525-31127-1. (€ 60,—)

Der Abzug der sowjetischen bzw. (ab 1992) russischen Truppen aus jenen Ländern Ostmitteleuropas, in denen diese seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs – auf unterschiedlicher rechtlicher Basis – stationiert gewesen waren, bildete ein Element der epochalen Ereignisse von 1989/91, die nicht nur das Ende des Kommunismus und des Kalten Krieges bedeuteten, sondern aus Sicht der nunmehr tatsächlich souverän gewordenen bisherigen Gastgeberländer auch das jenes formal 1945 zu Ende gegangenen Krieges selbst. Der vorliegende Band versammelt Studien zu diesem Vorgang und seinen mannigfaltigen, teils bis heute spürbaren Nachwirkungen in den davon betroffenen Staaten. Ausgehend vom quantitativ bedeutendsten Beispiel, dem Abzug der „Westgruppe der Russischen Streitkräfte“ aus Deutschland bis 1994, wurden die analogen und zum Teil logistisch und politisch mit dem deutschen Fall verknüpften Prozesse in den anderen Ländern untersucht.

Den ersten Teil bilden mehrere Aufsätze zur strategischen Gesamtsituation in Europa am Ende des Kalten Krieges und die nicht einfache Suche nach einer neuen Sicherheitsarchitektur, so z. B. ein Beitrag von Hans-Henning Schröder und Christoph Meißner über die Auswirkungen des „Neuen Denkens“ auf die sowjetische Außen- und Sicherheitspolitik. Neben den hierfür zentralen amerikanisch-sowjetischen Beziehungen werden weitere, zunächst peripher erscheinende Faktoren dargestellt, etwa aus der Feder von Markus Mirschel und Michael Galbas der psychologische, aber auch logistische, strategische und finanzielle Effekt der kurz zuvor in Afghanistan erlittenen Niederlage der Sowjetarmee sowie der Veteranen (*afgancy*) als politischer Interessengruppe und sozialer Versorgungsfälle. Hier wurden viele der beim späteren Abzug aus Mitteleuropa angewandten Mechanismen bereits unfreiwillig getestet; zugleich führt von hier eine Linie zu dem im Band wiederholt angesprochenen Umstand, dass die Versuche der russischen Seite, einen Abzug zu verzögern, neben auch weiterhin verfolgten Machtinteressen vor allem den großen Schwierigkeiten bei der Unterbringung und Versorgung der heimkehrenden Soldaten und ihrer Familien geschuldet waren. Elementar war schon 1991/92 die Rolle der Ukraine bei der Auflösung der Sowjetarmee in nationale Truppenverbände und der strikten Ablehnung einer erneuerten, quasi-imperialen Militärstruktur unter Moskauer Kommando. Hier und in anderen Sowjetrepubliken wurde das von Michail Gorbachev eingeführte „Neue Denken“ genutzt, um den – nicht zuletzt militärischen – russischen Einfluss abzuschütteln.

Gewissermaßen in konzentrischen Ringen behandeln die folgenden Beiträge den Truppenabzug aus Deutschland, den ostmitteleuropäischen Nachbarstaaten (Ungarn, Tschechoslowakei und Polen) sowie den bis dahin sowjetischen „Grenzrepubliken“ (den baltischen Staaten, Georgien und Moldawien). Die Texte enthalten zum einen detaillierte Angaben über Truppenstärken und -bewegungen und liefern zum anderen konzeptionelle und politische Analysen. In der Summe ergibt sich ein fundierter Überblick über Gemeinsamkeiten wie auch Unterschiede zwischen den verschiedenen Nationen sowie das Nachwirken der „sozialistischen Verteidigungsgemeinschaft“ in Gestalt von Antipathien zwischen Russland und seinen ehemaligen Satelliten bzw. zwangsverbundenen Teilrepubliken.

Innerhalb des Abschnitts zu Deutschland besonders interessant ist der Beitrag von Sascha Gundold über die Zusammenarbeit der westlichen Geheimdienste bzw. der bisherigen alliierten Militärmissionen in der DDR mit der Bundeswehr und dem Bundesnachrichtendienst bei der Überwachung der abziehenden russischen Verbände. Hieran wurde auch die veränderte Stellung der jetzt souveränen Bundesrepublik deutlich, die im Wesentlichen bilateral mit der russischen Seite verhandelte. Das Verhalten der „Westgruppe“ als des am besten ausgerüsteten russischen Verbandes war von großer sicherheitspolitischer Bedeutung, und ihr zwar langwieriger und teurer, aber insgesamt reibungsloser Abzug mag zu einem allzu großen deutschen Vertrauen in die russische Kooperationsbereitschaft beigetragen haben. Die gravierendste Folgelast sind Umweltschäden und im Boden verbliebene Kampfmittel sowie – wie auch in anderen Ländern – die oft mühsame Konversion der

bisher militärisch genutzten in zivile Flächen, die von Markus Hennen am Beispiel Brandenburgs detailliert beschrieben wird.

Charakteristisch für die mitteleuropäischen Länder waren Fragen von Kompensationen für stationierungsbedingte Schäden oder für eine als illegal betrachtete sowjetische Präsenz etwa in der ČSSR nach 1968, die Barnabás Vajda thematisiert. Politisch ging es um die Frage der zukünftigen sicherheitspolitischen Orientierung – Neutralität oder NATO-Mitgliedschaft –, die früher oder später im Sinne der zweiten Option entschieden wurde, auch motiviert durch eine bleibende Unberechenbarkeit der strategischen Ziele Russlands. In finanzieller Hinsicht gelangte man meist zu einer Null-Lösung, bei der die Stationierungsschäden mit dem Wert der von der Sowjetarmee installierten Anlagen verrechnet wurden. Für Polen war, wie Agnieszka Kastory zeigt, die Organisation und Finanzierung der Durchleitung der Westgruppe von Deutschland über polnisches Gebiet von großer politischer und wirtschaftlicher Bedeutung.

Am folgenschwersten stellt sich die Lage in den ehemaligen Sowjetrepubliken dar. Hier wirkt sich zum einen bis heute der Faktor der im „nahen Ausland“ verbliebenen russischsprachigen Minderheiten aus, die tendenziell als fünfte Kolonnen des russischen Revisionismus erscheinen, wozu Russland durch seine Politik beständig beiträgt. Zum anderen streiten sich vor allem die baltischen Staaten mit Moskau um die historische und rechtliche Interpretation ihrer Eingliederung in die Sowjetunion 1940/44 sowie der teilweisen eigenen Beteiligung am Krieg auf deutscher Seite, was sowohl Sophie Momzikoff als auch Dovilė Jaknūnaitė und Valentinas Beržiūnas nachzeichnen. Georgien (besonders im Krieg mit Russland 2008) und Moldawien (russische Truppen in Transnistrien) sind bis heute von Stationierungen und Einflussnahme Russlands auf ihre territoriale Integrität betroffen, primär im Kontext von Minderheitenfragen. Für Moldawien werden von Nadja Douglas und Simon Muschik vor allem die komplexen Beziehungen zwischen alten und neuen Machtzentren sowie den lokalen russischen Truppenführern nach 1990 nachgezeichnet, in ihrer ganzen Bandbreite von Kooperationen über *peacekeeping* bis hin zur offenen Einmischung.

Das Thema des Bandes sollte eigentlich auf einer Tagung im Deutsch-Russischen Museum in Berlin-Karlshorst behandelt werden, was durch die Corona-Pandemie verhindert wurde. Dass dadurch jetzt ein Sammelband ohne diskussionsbasierte Überarbeitungen vorliegt, bedeutet keinen wesentlichen qualitativen Nachteil. Der Aufbau des Bandes ist klar, und das Niveau der Beiträge bezeugt die Expertise der Autoren und Autorinnen. Lediglich hinsichtlich der Qualität des Englischen hätte einigen Beiträgen ein einheitliches Lektorat gutgetan. Besonders zu begrüßen ist die umfangreiche Nutzung von Quellen und Literatur in den Sprachen der Region.

Da der Band wenige Monate vor dem russischen Angriff auf die Ukraine erschienen ist, wirken manche Betrachtungen heute geradezu prophetisch und bestätigen die kritische Wahrnehmung der politisch-militärischen Wirklichkeit Russlands nach 20 Jahren unter Vladimir Putin in jenen Nachbarländern. Als Zugeständnis an die auch politische Funktion des Karlshorster Museums ist vor diesem Hintergrund wohl die Aufnahme des appellartigen Beitrags eines Vertreters der Russischen Akademie der Wissenschaften zu werten, in dem sowohl der generelle Wille zu guten Beziehungen mit dem Westen als auch das fortwährende russische Schwanken zwischen Großmachtallüren und gefühlter Exklusion zum Ausdruck kommen.

Zusammenfassend ergibt sich das Bild einer Gruppe von Staaten, die auch 30 Jahre nach dem Ende der offiziellen militärischen Präsenz mit verschiedenen Erscheinungsformen des postsowjetischen bzw. neorussischen Imperialismus leben müssen. Russland und seine Armee sind dort zumindest mental, zum Teil aber sogar physisch präsent und begrenzen effektiv die Souveränität und Sicherheit dieser Staaten. Insofern ist der Abzug bis heute nicht völlig abgeschlossen, und die Furcht vor einem gewaltsamen Revisionismus, wie jetzt gegenüber der Ukraine, bleibt diesen Ländern eingeschrieben.